

Unverkäufliche Leseprobe



Friedrich Lenger
Der Preis der Welt
Eine Globalgeschichte des Kapitalismus

2023. 669 S., mit 8 Karten
ISBN 978-3-406-80834-0

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/35572406>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Friedrich Lenger

DER PREIS
DER WELT

Friedrich Lenger

DER PREIS DER WELT

Eine Globalgeschichte
des Kapitalismus

C.H.Beck

Mit 8 Karten
(© Peter Palm)

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining
vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: C. R. W. Nevinson, *Loading Timber*,
Southampton Docks, 1916/17, Southampton City Art Gallery,

© Foto: Southampton City Art Gallery/Bridgeman Images

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 80834 0



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Paulas allerneuestes Buch

Inhalt

Einleitung	11
I. Handelskapitalismus und europäische Expansion	29
<i>Vom späten 15. bis ins frühe 18. Jahrhundert</i>	
1. Der Welthandel vor der Entdeckung der Neuen Welt . . .	33
2. Der portugiesische Kronkapitalismus (16. und frühes 17. Jahrhundert)	39
3. Kolonien statt Handelsstützpunkte: Spanien und Portugal auf dem amerikanischen Kontinent (16. und erste Hälfte des 17. Jahrhunderts)	49
4. Aggressive Handelsmacht und <i>first modern economy</i> : Die Niederlande vom späten 16. bis ins frühe 18. Jahrhundert	63
5. Der <i>fiscal-military state</i> und die Anfänge des <i>gentlemanly capitalism</i> : England im 17. und frühen 18. Jahrhundert . .	75
6. Rück- und Ausblick	85
II. Handelskapitalismus, Plantagensklaverei und Kolonialismus	89
<i>Von der Mitte des 17. bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts</i>	
1. Der transatlantische Sklavenhandel	91
2. Die Zuckerinseln der Karibik als Motor der atlantischen Ökonomie	98

3.	Die nordamerikanischen Festlandskolonien und frühen Vereinigten Staaten	113
4.	Die <i>East India Company</i> und Indien: Etappen der Kolonialisierung	130
III.	Vom Handels- zum Industriekapitalismus <i>Die Industrielle Revolution in globaler Perspektive</i>	145
1.	Große und kleine Weggabelungen und die Rolle des Überseehandels	147
2.	Die Industrielle Revolution in England	160
3.	Frühe Nachzügler: Kontinentaleuropa und die USA	176
4.	Neu-Europa und ein anderer Westen	190
5.	Asien und Afrika in Zeiten des Freihandelsimperialismus	200
IV.	Zweite Industrielle Revolution und Globalisierung im Zeichen des Imperialismus <i>Ca. 1870–1930</i>	213
1.	Der Siegeszug des modernen Großunternehmens und die zweite Industrielle Revolution	217
2.	Imperialistische Metropolen und ihre Rohstofflieferanten an der Peripherie: Die <i>Anglo-World</i> und Lateinamerika	251
3.	Imperialistische Metropolen und ihre Rohstofflieferanten an der Peripherie: Afrika und Asien	296
V.	Planung und Entwicklung: Kapitalismus in Krise, Zweitem Weltkrieg und Kaltem Krieg <i>Von der Weltwirtschaftskrise bis in die frühen 1970er Jahre</i>	331
1.	Gescheiterte Restauration und umstrittene Neukonstruktion einer weltwirtschaftlichen Ordnung	333
2.	Wege aus der Weltwirtschaftskrise und in den Zweiten Weltkrieg	352
3.	Ein amerikanisches Vierteljahrhundert in den westlichen Industriestaaten?	372

4. Industrialisierungswege und Entwicklungskonzepte, abhängige Entwicklung und Neokolonialismus in Asien, Lateinamerika und Afrika	394
VI. Neue globale Wertschöpfungsketten, Expansion des Welthandels und Aufstieg des Finanzmarktkapitalismus <i>Von den 1970er Jahren bis zur Gegenwart</i>	431
1. Die neoliberale Ordnung und die spektakuläre Erweiterung der kapitalistischen Weltwirtschaft	434
2. Industriekapitalismus im Zeichen neuer Wertschöpfungsketten	454
3. Expansion des Welthandels und Neuorganisation der Absatzwege	472
4. Finanzmarktkapitalismus: Strukturmerkmale und Krisenhaftigkeit	494
Schluss	517
Anhang	
Dank	529
Anmerkungen	531
Abkürzungen	588
Literaturverzeichnis	590
Personen- und Firmenregister	648
Ortsregister	660

Einleitung

Wie keine Generation vor uns leben wir heute in Einer Welt. Die Corona-Pandemie hat zwar die Beschleunigung der weltweiten wirtschaftlichen Verflechtung gestoppt, die seit fast einem halben Jahrhundert zu beobachten ist. Doch sind einstweilen die Strukturen internationaler Arbeitsteilung, die dieser Verflechtung zugrunde liegen, nicht transformiert worden, sondern lediglich hier und da gestört. Während die Rede von der Einen Welt im Zuge endloser Globalisierungsdiskussionen zur Binsenwahrheit geworden ist, bleibt das Bewusstsein davon, dass wir auch *von* dieser Einen Welt leben, weniger ausgeprägt. Stephan Lessenich hat diesbezüglich von «gesellschaftliche(n) Naturverhältnisse(n)» gesprochen, die «funktional absolut unverzichtbar, ökologisch jedoch vollkommen unhaltbar sind».¹ Mit Blick darauf steht uns am ehesten der Klimawandel vor Augen, der bedrohlichste Aspekt des Anthropozäns, jenes erdgeschichtlichen Zeitalters also, das ganz wesentlich von menschlichem Handeln und hier vor allem von der Nutzung fossiler Brennstoffe geprägt ist.² Die Anfänge dieses Zeitalters sind umstritten, werden aber von denen besonders früh datiert, welche die Gefährdungen unserer Biosphäre lediglich als Epiphänomen einer spezifisch kapitalistischen Form der Aneignung der Natur seit dem späten 15. Jahrhundert verstehen.³ Jenseits aller Datierungsfragen geht es hier um den Preis, den nachfolgende Generationen dafür werden zahlen müssen, dass unsere kapitalistisch verfasste Gesellschaft seit Jahrhunderten so tut, als ob Naturressourcen keinen Preis hätten.

Konkret ist das Leben *in* Einer Welt in vielfältiger Weise mit dem Leben *von* dieser Einen Welt verschränkt. Wenn z. B. die Küsten Bangladeschs oder vieler indonesischer Inseln in besonders hohem Maße vom

Anstieg der Meeresspiegel betroffen sind, dann ist das nicht allein eine gleichsam äußere Folge der Erderwärmung. Zusätzlich spielt eine wichtige Rolle, dass dort die Mangrovenwälder, die Fluten und Überschwemmungen bremsen könnten, immer mehr verloren gehen. Grund sind die Aquakulturen, in denen 2014 4,5 Millionen Tonnen Garnelen produziert wurden, mehr als das 200-fache der Produktion von 1975. Die Nachfrage vor allem europäischer Konsumenten treibt dieses milliarden schwere Geschäft an, dessen ökologische Kosten fernab vom Konsum getragen werden.⁴ Die Verschränkung zwischen der fortgeschrittenen ökonomischen Verflechtung der Welt und einer zur planetaren Bedrohung werdenden Naturvernutzung geht also mit globalen Asymmetrien einher, die von Kapitalinteressen hervorgerufen werden.

Letztlich zeigte auch die Corona-Pandemie diesen Zusammenhang auf. Denn das Virus war ja seinerseits das Produkt eines gesellschaftlichen Naturverhältnisses, dessentwegen Virologen seine Entstehung erwarteten, und zwar in «der Region eines Zusammenspiels zwischen Wildnis, Landwirtschaft und städtischer Bevölkerung, die sich über Ostasien erstreckt».⁵ Die rasche globale Ausbreitung des Virus konnte angesichts der vielfältigen Verflechtungen zwischen den Weltregionen nicht überraschen, doch bedeutete Allgegenwart keineswegs gleiche Betroffenheit. Schließlich traf die Pandemie schon innerhalb einzelner Gesellschaften verschiedene Gruppen höchst unterschiedlich: Während die Aktionäre von Versandunternehmen profitierten, waren für Zusteller die Möglichkeiten der Kontaktreduzierung sehr begrenzt, und für ins Home Office geschickte Schreibtischarbeiter*innen war die Lebensqualität in hohem Maße vom zur Verfügung stehenden Wohnraum abhängig. Vielleicht noch deutlicher traten zwischen den Nationalstaaten Unterschiede in der Leistungsfähigkeit der Gesundheitssysteme scharf hervor und prägten die ohnehin ganz verschiedenen Bewältigungsstrategien. Nicht zuletzt gab es eklatante Differenzen bei der Versorgung mit den überraschend schnell entwickelten Impfstoffen, deren Entwickler in Deutschland, England oder den USA nicht auf die einträglichen Lizenzgebühren für ihre Patente verzichten wollten, auch wenn sie dafür etwa von indischer oder südafrikanischer Seite scharf kritisiert wurden. Angesichts der in der Corona-Pandemie nur besonders deutlich gewordenen Verschränkung zwischen der Welt als eng verflochtenem Wirtschafts- und Lebensraum und der Welt als rücksichts-

los ausgebeuteter Natur überrascht es nicht, dass Thomas Piketty unlängst eine Art Weltregierung zur Lösung der dringendsten Probleme gefordert hat. Konkret dachte er an «transnationale(.) Versammlungen, denen idealiter die globalen öffentlichen Güter wie eine gemeinsame Politik der Steuer- und Umweltgerechtigkeit anvertraut wären».⁶

Wer auf eine solche, zunächst einmal utopisch anmutende Lösung hofft, muss indessen in Rechnung stellen, dass die nicht selten gewaltsam geschaffenen globalen Asymmetrien bislang recht rigoros verteidigt worden sind, zuerst durch die offene Gewalt von Kolonialstaaten (und den ihnen vorarbeitenden Handelskompanien), dann auch mit dem etwas sanfteren Druck des Freihandelsimperialismus, der gleichwohl nicht immer ohne Militär- und Geheimdienstaktionen auskommt, und schließlich mit Hilfe internationaler Organisationen wie *Weltbank* und *IWF*, deren Leitungsgremien selbst die globalen Asymmetrien spiegeln und so deren Perpetuierung wahrscheinlich machen. Wie die Dynamik des Kapitalismus asymmetrische Verhältnisse in der Welt hervorgetrieben hat, ist die Leitfrage des vorliegenden Buches. Sie ist auch deshalb wichtig, weil die meisten aktuellen Deutungsangebote recht kurzatmig jüngere Entwicklungen wie Digitalisierung oder Finanzialisierung ins Zentrum der Betrachtung rücken, die trotz ihrer unzweifelhaften Bedeutung für ein vertieftes Verständnis unserer kapitalistischen Gegenwart kaum ausreichen.

Diesen Deutungen eine zeitlich weit zurückreichende Analyse entgegenzustellen, ist jedoch ein schwieriges, von zahlreichen Fallstricken begleitetes Unternehmen. Auf der einen Seite stößt es auf die Skepsis von Wirtschaftshistorikern, die wie der Doyen einer globalen Wirtschaftsgeschichtsschreibung Patrick O'Brien «rigoros spezifizierte Modelle und quantitative Evidenz» zum Bewertungsmaßstab erklären und deshalb Großerzählungen allenfalls rhetorische Überzeugungskraft zutrauen.⁷ Auf der anderen Seite muss dieses Unterfangen die Mahnungen eines historischen Soziologen wie Wolfgang Knöbl ernstnehmen, wie reflektiert «Ereignisse erzählerisch zu verketten» sind, um als einigermaßen angemessene Prozessanalysen gelten zu können.⁸ Und schließlich seien auch die Überlegungen von Historiker*innen aufgegriffen, die wie der viel zu früh verstorbene Thomas Welskopp eine «Rekonzeptualisierung des Kapitalismus aus der Akteursperspektive» vorschlagen, also den Kapitalismus «als Ensemble und immer wieder aufs Neue erzeugte(n) Effekt spezifischer,

aufeinander bezogener sozialer Praktiken» zu beschreiben suchen.⁹ Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist indessen nicht recht erkennbar, wie ein solcher Ansatz eine sich über mehr als fünf Jahrhunderte erstreckende Globalgeschichte fundieren und dabei der Beobachtung William Sewells Rechnung tragen kann, dass dem Kapitalismus «eine langfristige zeitliche Dynamik mit starker Direktionalität» zu eigen ist.¹⁰

Die Schwierigkeiten beginnen mit dem Kapitalismusbegriff selbst. Mehr als einmal ist gezeigt worden, dass seine Entstehung im 19. Jahrhundert nur aus dem Geist der Kapitalismuskritik zu verstehen ist. Gleichwohl ist ein Festhalten an dem Begriff unbedingt sinnvoll, weil er eher als andere – Wachstum, Entwicklung, Industrialisierung – geeignet ist, die angesprochenen asymmetrischen Verhältnisse zu fassen. Nun bezeichnen die genannten Alternativbegriffe zugleich distinkte, wenngleich in der Regel mit dem Kapitalismus in Verbindung gebrachte Phänomene. Gemeinsam ist ihnen aber auch, dass sie unterstellen, dass Nationalstaaten die gleichsam gottgegebenen Untersuchungseinheiten bilden, und diese Annahme in der oft sehr auf das Bruttoinlandsprodukt fixierten Methodologie zugleich fest verankern. Das hat zunächst eine entwicklungspolitische Implikation, die von Angus Deaton, Träger des Alfred-Nobel-Gedächtnispreises für Wirtschaftswissenschaften, vermutlich nicht einmal zynisch gemeint ist: «Zweifellos sollte geschehen, was in der mittlerweile reichen Welt geschah, wo sich die Länder auf ihre eigene Art, in ihrem eigenen Rhythmus und entsprechend ihren eigenen politischen und wirtschaftlichen Strukturen entwickelt haben.»¹¹ Die globale Wirtschaftsgeschichte dergestalt als Wettlauf von Nationen zu verstehen, die auf ihre je eigene Art und Weise ans Ziel gelangen werden, blendet aber nicht nur die Folgen kolonialer Abhängigkeit aus, sondern ignoriert auch die anderen, gleichfalls oft asymmetrischen Formen wirtschaftlicher Verflechtung. Überdies vernachlässigt eine solche Herangehensweise, dass der Nationalstaat seinen Siegeszug in weiten Teilen der Welt erst im 20. Jahrhundert angetreten hat. Sie projiziert also Entwicklungen auf politische Einheiten zurück, die in dieser Form gar nicht existiert haben.

Das heißt nun nicht, dass der Rückgriff auf den Kapitalismusbegriff allein schon die angesprochenen Probleme löst. Allzu eng ist die Geschichte des Kapitalismus mit Großtheorien und Meistererzählungen über die Moderne und so über die Besonderheit des Westens verknüpft,

die als überholt gelten müssen. Schon Adam Smith war überzeugt: «Die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien um das Kap der Guten Hoffnung sind die beiden größten und bedeutendsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit.»¹² Und ähnlich umstandslos eurozentrische Perspektiven findet man bis ins frühe 21. Jahrhundert. Richard Lachmann etwa hat vor einigen Jahren in den Eingangssätzen zu einer einschlägigen Studie konzise formuliert: «Etwas geschah in Westeuropa in der Zeit vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Die Begründer der Soziologie glaubten, die Aufgabe ihrer Disziplin wäre es, dieses etwas zu definieren und zu erklären, warum, wann und wo es geschah.»¹³ Der amerikanische Soziologe nahm die erhellende Beobachtung indessen nicht zum Anlass einer kritischen Reflexion über den Eurozentrismus (der kein Privileg der Soziologie ist). Ohne eine Auseinandersetzung mit eurozentrischen Verzerrungen, die möglicherweise schon in den Fragestellungen verankert sind, wird man die globale Dynamik des Kapitalismus aber ebenso wenig angemessen erfassen können wie ohne eine Beschäftigung mit den wichtigsten Definitionen des Kapitalismus und ihren Implikationen für den zeitlichen und räumlichen Rahmen der Untersuchung.

Marx benutzt den Begriff «Kapitalismus» so gut wie nie, spricht dafür aber umso häufiger vom «Kapital» im Sinne von Kapitalverhältnis oder – enger gefasst – der kapitalistischen Produktionsweise. Für diese ist das Spannungsverhältnis zwischen freien Lohnarbeitern auf der einen und den kapitalistischen Besitzern der Produktionsmittel auf der anderen Seite konstitutiv. Ohne dieses Verhältnis scheint Marx weder die stete Steigerung der Produktivkräfte noch die fortgesetzte Akkumulation von Kapital denkbar. Letztere resultierte für ihn bekanntlich aus der Produktion von Mehrwert, ein Konzept, das Gareth Stedman Jones in seiner Marx-Biographie von 2016 uncharmant, aber zutreffend als «ein Stück unhaltbarer Spekulation» bezeichnet hat.¹⁴ Lässt man deshalb die daran anknüpfende Analyse der Bewegungsgesetze des Kapitalismus beiseite, bleibt dennoch eine Spannung zwischen der Beschreibung seiner zentralen Strukturelemente und der Behandlung von deren Genese. Empirischer Bezugspunkt der Ersteren ist vor allem der englische Industriekapitalismus des 19. Jahrhunderts, dessen Entstehung Marx ja aus nächster Nähe zu beobachten vermochte. Die Genese weist dagegen zeitlich weiter zurück. Denn die Voraussetzungen für die «Exploitation fremder, aber

formell freier Arbeit», wie es im berühmten 24. Kapitel des ersten Bandes des *Kapitals* heißt, werden nach Marx schon im späten 15. und im 16. Jahrhundert durch die *inclosures* (Einhegungen) und die Aufteilung des Gemeindelandes geschaffen.¹⁵

Nun wird man zugestehen müssen, dass im Prozess einer Genese die Elemente des Entstehenden noch nicht voll ausgebildet sein können. Der Rückgriff auf den Agrarkapitalismus im England des 16. Jahrhunderts muss von daher der theoretischen Erschließung des Industriekapitalismus des 19. Jahrhunderts nicht notwendig im Wege stehen.¹⁶ Und doch ist auch der theoretische Rahmen selbst nicht frei von Widersprüchen. So heißt es schon im vierten Kapitel mit Blick auf die berühmte Formel $G - W - G$ (bzw. G'), also die Transformation von Geld in Ware und dann wieder in (mehr) Geld: «Geld, das in seiner Bewegung diese letzte Zirkulation beschreibt, verwandelt sich in Kapital, wird Kapital und ist schon seiner Bestimmung nach Kapital.»¹⁷ Dazu passt die vorhergegangene historische Beobachtung: «Welthandel und Weltmarkt eröffnen im 16. Jahrhundert die moderne Lebensgeschichte des Kapitals», nicht aber die vielzitierte Formel aus dem dritten Band: «Aber im Zirkulationsprozeß wird kein Wert produziert, also auch kein Mehrwert.»¹⁸

Nun geht es nicht um die theoretische Konsistenz der Marx'schen Konzeption. Aber es scheint doch offensichtlich, dass mit der überfälligen Aufgabe der Mehrwerttheorie auch die Lohnarbeit ihre unabdingbare Zentralstellung verliert. Gleichzeitig wird die schroffe Kontrastierung von Zirkulation und Produktion, von Handels- bzw. Finanzkapitalismus auf der einen und Industriekapitalismus auf der anderen Seite ein Stück weit eingeebnet. Und beides ist zu Beginn des dritten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts unbedingt zu begrüßen. Denn zum einen haben mehr als zwei Jahrzehnte intensiver globalhistorischer Forschung überdeutlich gemacht, dass kapitalistische Unternehmungen auch mit unfreier Arbeit sehr wohl Profite erwirtschaften können. Und zum andern lassen sich die hinsichtlich ihres Börsenwerts größten Unternehmen unserer Tage zumeist schlecht als industriekapitalistisch begreifen. «Der Kapitalismus existierte schon vor der Industrialisierung», hat R. Bin Wong nüchtern festgehalten, und, so kann man hinzufügen, er wird auch nach der Hochzeit des klassischen Industriekapitalismus fortbestehen.¹⁹ Was Not tut, ist also gleichsam eine Historisierung des Industriekapitalismus, die anderen Kapitalis-

men – allen voran dem Handels- und Finanzkapitalismus – ihr Recht gibt, ohne eine Abfolge zwischen ihnen zu postulieren. Denn zum einen war der Handelskapitalismus kein Frühphänomen, das an der Wende zum 20. Jahrhundert praktisch verschwunden gewesen wäre.²⁰ Und zum andern stellt der Finanzmarktkapitalismus des ausgehenden 20. und frühen 21. Jahrhunderts weder eine bloße Wiederkehr frühneuzeitlicher Muster noch eine völlige Neuschöpfung dar.

In veränderter Form kehrt die bei Marx latente Spannung zwischen frühneuzeitlicher Genese und am 19. Jahrhundert orientierter Strukturanalyse in der Sombart'schen Unterscheidung zwischen Früh- und Hochkapitalismus wieder und ganz allgemein in der Rede vom Modernen Kapitalismus, die ja nur in Abgrenzung zu anderen, vormodernen Formen sinnvoll ist. Das ist auch die Vorgehensweise Max Webers. Zunächst einmal unterscheidet er den Kapitalismus gegen Lujo Brentano und andere von schrankenloser Erwerbsgier und setzt ihn stattdessen gleich «mit dem Streben nach *Gewinn* im kontinuierlichen, rationalen kapitalistischen Betrieb: nach immer *erneutem* Gewinn, nach *«Rentabilität»*.» Die Rationalität dieses Betriebs macht er vor allem an der Kapitalrechnung, an der Bilanzierung fest und definiert einen kapitalistischen Wirtschaftsakt als einen solchen, «der auf Erwartung von Gewinn durch Ausnützung von *Tausch*-Chancen ruht: auf (formell) *friedlichen* Erwerbchancen also».²¹

Kapitalismus in diesem Sinne hat es für ihn seit weit zurückreichenden Zeiten und überall gegeben. «Aber der Okzident», so führt er die für ihn entscheidende Differenz ein, «kennt in der *Neuzeit* daneben eine ganz andere und nirgends sonst auf der Erde entwickelte Art des Kapitalismus: die rational-kapitalistische Organisation von (formell) *freier Arbeit*.»²² Und Letztere ist für Weber anders als für Marx nicht deshalb zentral, weil nur die freie Lohnarbeit Mehrwert zu produzieren vermag, sondern weil eine «exakte Kalkulation – die Grundlage alles andern, – (...) eben nur auf dem Boden freier Arbeit möglich» ist.²³ Die mit der exakten Kalkulation ins Zentrum gerückte Berechenbarkeit bindet den modernen Kapitalismus zum einen an andere Dimensionen des okzidentalen Rationalismus wie «die *technische* Verwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse» und «die rationale Struktur des *Rechts* und der *Verwaltung*». Zum andern erlaubt diese Berechenbarkeit die kategoriale Abgrenzung des modernen

vom politischen Kapitalismus, den Weber auch als Abenteuerer-Kapitalismus fasst.²⁴ Letzterer ragt für ihn in die Geschichte des modernen Kapitalismus nur da hinein, wo die politisch motivierte Kriegsfinanzierung die Entstehung rational operierender Bankenbetriebe befördert.

Webers Thesen zur Bedeutung der protestantischen Ethik für die Psychogenese des Kapitalismus bedürfen so wenig einer abermaligen Widerlegung wie Marxens Mehrwerttheorie. Entsprechende Zweifel ziehen Webers allgemeinere Überlegungen zu einem spezifisch okzidentalen Rationalismus auf sich. Eigentumsrechte waren keineswegs ein Privileg des Westens. Dagegen scheint sein Ansatz bei den Gewinnerwartungen, die mit der Ausnutzung von Tauschchancen verbunden sind, für eine Definition des Kapitalismus geeigneter als die Marx'sche Konzentration auf die Produktion. Webers Abwertung des politischen Kapitalismus allerdings ist durch die neuere globalhistorische Forschung stark in Frage gestellt worden. Denn heute sieht man, dass «das Bündnis des Staates mit kapitalistischen Interessen», von dem Weber mit Blick auf das merkantilistische England spricht, durch die kolonialistische Expansion und die auf Sklavenarbeit aufruhende Plantagenökonomie eng mit der Entstehung des westeuropäischen Industriekapitalismus verflochten ist.²⁵ Eine allzu strikte Entgegensetzung erscheint also ebenso fragwürdig wie die Überhöhung der freien Lohnarbeit zum konstitutiven Element eines modernen Kapitalismus.

Nochmals etwas andere Akzente setzt schließlich Joseph Schumpeter, der hier als dritter und letzter «Klassiker» angesprochen werden soll. Seine Kapitalismusdefinition umfasst «erstens, Privateigentum an nichtpersönlichen Produktionsmitteln (...), zweitens, Produktion für private Rechnung» sowie – leicht abgesetzt – «drittens, die Institution des Bankkredits».²⁶ «Diesen Kredit bereitzustellen», so hatte er schon in seiner *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* argumentiert, «ist offenbar die Funktion jener Kategorie von Wirtschaftssubjekten, die man «Kapitalisten» nennt. Ebenso offenbar ist das die der «kapitalistischen» Wirtschaftsform eigene Methode – und wichtig genug, um als ihre *differentia specifica* zu dienen – die Volkswirtschaft in neue Bahnen zu zwingen, ihre Mittel neuen Zielen dienstbar zu machen.»²⁷ Mit anderen Worten: Kredit finanziert unternehmerische Innovation und befördert so den evolutionären Prozess der kreativen Zerstörung.²⁸ Diesen Prozess verortet Schumpeter zwar wie Marx

und Weber primär in der Produktionssphäre, ist dabei aber insofern offener, als er Prozesse der Markterschließung etc. mit einbezieht. Und er grenzt auch die frühneuzeitlichen Praktiken, ««mit dem Schwert in der Hand Geschäfte (zu) betreiben»», nicht aus.²⁹ Schumpeters Betonung des Kredits hat eine doppelte Funktion: Zum einen vermag sie, die ihm sehr wichtige Trennung der Unternehmerfunktion vom Kapitalbesitz zu verankern. Zum andern findet mit ihr eine spezifisch kapitalistische Temporalität Eingang in die Theorie, die Jens Beckert unlängst im Rückgriff auf Frank H. Knights Unterscheidung von Risiko und Unsicherheit als imaginierte Zukunft auf den Begriff gebracht hat.³⁰ Dieser Vorgriff auf eine notwendigerweise ungewisse Zukunft ist zwar auch in Webers Rede von den Gewinnerwartungen oder in Sombarts Bild der «Projektmacher» und «Projektanten» bereits präsent, scheint aber für das Verständnis der Entwicklungen der jüngsten Zeit wichtiger denn je.³¹

Was lässt sich nun aus diesem Blick auf die wichtigsten Klassiker für eine Arbeitsdefinition des Kapitalismus gewinnen? Sinnvoll scheint es zunächst, als Grundvoraussetzungen kapitalistischen Wirtschaftens lediglich die Existenz von Eigentumsrechten, von Warenmärkten und von Kapital zu postulieren, und dann mit Weber die «Erwartung von Gewinn durch Ausnützung von *Tausch*-Chancen» in den Mittelpunkt zu rücken, ohne seine Einschränkung auf formell friedliche Erwerbchancen zu übernehmen. In diesem Punkt sind Marx und Schumpeter historisch realitätsnäher. Dabei kann zunächst offen bleiben, ob der Einsatz von Gewalt – wie von Marx angenommen – allein den blutigen Geburtswehen des Kapitalismus zuzurechnen ist oder ob es sich um ein Strukturmerkmal handelt, das zumindest an der Peripherie präsent bleibt bzw. periodisch wiederkehrt.³²

Sodann ist es ratsam, auf die von Weber vorgenommene scharfe Abgrenzung eines spezifisch modernen Kapitalismus zu verzichten. Denn zum einen lässt sich dessen Rationalität nicht als westliches Spezifikum erweisen, und zum andern ist sie auch nicht an der freien Lohnarbeit als Basis von Rentabilitätskalkulationen festzumachen. Die mit Sklaven betriebenen Zuckerplantagen der Karibik waren im 18. Jahrhundert oft extrem profitabel, und sie waren es unter anderem, weil ihre Besitzer ihre Rentabilität durch eine immer effizientere Ausgestaltung der Arbeitsteilung und durch beständige Erhöhung der Arbeitsproduktivität systema-

tisch zu steigern suchten. Da führt die Rede von einem vorrationalen Beutekapitalismus in die Irre. Stattdessen handelt es sich bei der Entwicklung des Kapitalismus um einen graduellen Prozess, innerhalb dessen Praktiken der Kapitalmobilisierung und Risikoabsicherung sowie der Herausbildung der Unternehmung als selbständigem Akteur besondere Bedeutung zukommt.

So lassen sich auch einige eingeführte, aber stets problematische binäre Unterscheidungen umgehen, etwa die Marx'sche zwischen gebrauchswertzentrierter einfacher Warenproduktion und tauschwertfixiertem Kapitalismus, die Sombart'sche zwischen auf bloßes Auskommen ausgerichteter Handwerkswirtschaft und dem unablässigen Profitstreben des modernen Kapitalismus und nicht zuletzt die von Fernand Braudel in den Mittelpunkt gerückte Entgegensetzung von einem Markt, der durch gerechten Tausch und Transparenz gekennzeichnet ist, und einem Kapitalismus, der durch ungleichen Tausch und Ausnutzung gewaltbasierter Monopolstellungen charakterisiert ist.³³

In diesem als gradueller Prozess begriffenen Formwandel des Kapitalismus bedeutet die von Adam Smith gefeierte «Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien um das Kap der Guten Hoffnung» nicht die eine konstitutive Zäsur. Zwar revolutionierten die bald aktienbasierten Unternehmungen wie die niederländischen und englischen Ostindienkompanien die Praktiken des Gewalteinsatzes wie auch der Kapitalmobilisierung. Doch kommt ihnen deshalb nicht per se schon größeres Gewicht zu als den institutionellen Innovationen der hoch- und spätmittelalterlichen Handelsrepubliken Oberitaliens. Wenn die Rede von einer «*via italiana* zum Kapitalismus» gleichwohl in die Irre führt, dann, weil die dort erprobten Geschäftspraktiken in den Hafenstädten des Indischen Ozeans schon lange verbreitet waren.³⁴

Letztlich lässt sich für einen Einschnitt um 1500 weniger institutionen- als vielmehr globalisierungsgeschichtlich argumentieren. Die Globalisierungsgeschichte hat zwar längst ihren frühen Fokus auf weltwirtschaftliche Verflechtungen hinter sich gelassen und interessiert sich heute für eine Vielzahl von Globalisierungen. Auch bezieht sie Deglobalisierungen nicht erst seit der Corona-Pandemie mit ein, die einen ganz unmittelbaren Anstoß geliefert hat, verstärkt über Gegenbewegungen nachzudenken.³⁵ Dennoch bleibt die Frage nach der keineswegs linear verlaufenden

Entwicklung globaler Wirtschaftsbeziehungen wichtig. Allerdings liegt diesbezüglich eine Zäsur am Ende des 15. Jahrhunderts für die einen viel zu früh, für andere zu spät.

Von Globalisierung wollen viele erst sprechen, wenn sich für die wichtigsten Warenmärkte eine weltumspannende Preiskonvergenz nachweisen lässt, und eine solche findet sich für Europa und Asien erst seit den 1820er Jahren.³⁶ Warum aber sollen Handelsverflechtungen nicht als global begriffen werden, wenn oft gewaltsam durchgesetzte Monopole unterschiedlicher Effektivität und Beständigkeit die Preisbildung beeinflussen? Sicherlich blieb das Ausmaß weltwirtschaftlicher Verflechtung während der Frühen Neuzeit weit hinter dem im 19. Jahrhundert erreichten Maß zurück. Dennoch ist offensichtlich, dass bereits in dieser frühen Phase Strukturen einer Arbeitsteilung ausgeprägt wurden, die Teile der Welt miteinander verband. Diese Strukturen müssen unbeschadet der Frage der Marktintegration zentraler Bestandteil einer Geschichte sein, die nach der globalen Dynamik des Kapitalismus fragt. Macht und Gewalt sind hier allgegenwärtig, gleich ob man an die Erzwingung von Monokulturen auf südostasiatischen Gewürzinseln denkt, an die zollpolitische Diskriminierung der indischen Baumwollproduktion oder allgemeiner an die für die europäischen Kolonien typische und bis ins 20. Jahrhundert reichende Erzwingung von Bodenmärkten. Diese Erzwingung wurde begleitet von der offenen oder versteckten Enteignung und der Vertreibung der indigenen Bevölkerung und fand vielleicht im südafrikanischen *Native Land Act* von 1913 ihren traurigen Höhepunkt.

Dagegen hat Janet Abu-Lughod argumentiert, die Betonung der europäischen Expansion als Zäsur unterschlage das hohe Maß an Integration, das die eurasische Wirtschaft bereits um 1300 aufgewiesen habe. Die Pointe ihrer Kritik ist dabei zu zeigen, dass der italienische Levantehandel und die europäische Handelswelt insgesamt kaum mehr als ein Anhängsel einer um den Indischen Ozean zentrierten Wirtschaft gewesen seien, mit der vor allem arabische Händler die Verbindung hergestellt hätten.³⁷ Das ist als Korrektur einer eurozentrischen Sicht nur zu berechtigt. Konkret zielt es auf Immanuel Wallersteins seit den 1970er Jahren ausgearbeitete Vorstellung von einem modernen Weltsystem, das seit dem späten 15. Jahrhundert von seinem nordwesteuropäischen Zentrum aus immer weitere Teile der Welt inkorporiert habe. Dieser theoretische Rahmen ist

viel kritisiert worden, teils weil die schematische Unterscheidung von Zentrum, Semiperipherien und Peripherien den Akteuren an der Peripherie jedwede Handlungsmacht abspreche, teils weil die funktionalistische Ableitung der ökonomischen Strukturen der Peripherie aus den Bedürfnissen des Zentrums keine wirklichen Erklärungen biete. Und das sind vielleicht nur die beiden gewichtigsten Einträge in einer langen Liste von Kritikpunkten, deretwegen das Modell des amerikanischen Soziologen von vielen für seit Langem obsolet gehalten wird. Ihm kommt jedoch das bleibende Verdienst zu, einen Rahmen definiert zu haben, in dem die wechselseitige Verflechtung als zentrales Element kapitalistischer Dynamik ernstgenommen wird.³⁸ Eine solche Rahmung ist nicht nur den anfangs angesprochenen Ansätzen überlegen, die wirtschaftliche Entwicklung als Wettlauf voneinander unabhängiger Nationalstaaten konzipieren, sondern auch jenen, welche die wirtschaftlichen Konsequenzen des Kolonialismus auf den Institutionentransfer aus den Kolonialstaaten in die Kolonien eingrenzen.

Wallersteins Weltsystemtheorie entstand in engem Austausch mit der Frühneuezeitforschung Fernand Braudels und reicht über den von diesem gesetzten zeitlichen Rahmen kaum hinaus.³⁹ Darin lag mehr als nur eine Lücke in der Empirie, und es ging einher mit Braudels Unterstellung, die Natur des Kapitalismus habe sich seit der Frühen Neuzeit nicht grundlegend gewandelt – eine nicht nur wegen der Folgen der Industriellen Revolution wenig plausible Annahme.⁴⁰ Bis zu einem gewissen Grad wurde sie von Giovanni Arrighi korrigiert, der an Braudel und Wallerstein anknüpfte, aber stärker an der Abfolge verschiedener hegemonialer Staaten und Ökonomien interessiert war als an den konkreten wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen Zentrum, Semiperipherie und Peripherie. Dieses bis ins späte 20. Jahrhundert verfolgte Interesse lenkte seinen Blick auf die Übergänge zwischen niederländischer und britischer oder zwischen britischer und nordamerikanischer Hegemonie. Solche Übergänge waren für ihn stets am Ende eines Zyklus verortet, und dieses Ende war jeweils von einem Mangel profitabler Anlagemöglichkeiten für überreich vorhandenes Kapital charakterisiert, weshalb diese konflikträchtigen Krisen für Arrighi regelmäßig den Anschein einer *belle époque* trugen.⁴¹

Offensichtlich hat das seit gut zwei Jahrzehnten zu beobachtende Erstarken der Globalgeschichte dem Ziel, die langfristige Entwicklung

globaler Asymmetrien zu verfolgen, in zweifacher Hinsicht genutzt. Zum einen hat es eine wohl etablierte vergleichende Perspektive durch verflechtungsgeschichtliche Betrachtungen ergänzt und herausgefordert. Selbst da, wo der Vergleich zentral geblieben ist, wie in der Debatte um die *great divergence*, hat die Forderung nach Reziprozität den Charakter des Vergleichs grundlegend verändert. Es reicht eben nicht zu fragen, warum die am stärksten entwickelten Regionen Chinas nicht der englischen Entwicklung gefolgt seien, wenn man nicht umgekehrt auch fragt, warum England nicht den chinesischen Weg gegangen sei. Zum andern nimmt die Wirtschaftsgeschichte im Rahmen globalhistorischer Ansätze einen sehr viel breiteren Raum ein als in der Geschichtswissenschaft allgemein.⁴² Dafür ist die Diskussion um die *great divergence* ebenso ein Beleg wie die gut entwickelte Erforschung von Warenketten, die anhand einzelner Güter weltwirtschaftlichen Verflechtungen nachspürt und über die Rekonstruktion von Warenketten zwangsläufig auch Abhängigkeiten in den Blick nimmt.⁴³

Insgesamt aber wird die Beschäftigung mit der Geschichte des Kapitalismus dennoch weiter von einem Fokus auf Entwicklung, Wachstum oder Industrialisierung dominiert.⁴⁴ Das wird auch durch die jüngsten Diskussionen um eine neue Kapitalismusgeschichte nicht wirklich widerlegt, in welcher der Nexus zwischen Kapitalismus und Sklaverei im Mittelpunkt steht. Denn sie ist nicht zufällig ein vor allem in den Vereinigten Staaten boomendes und insbesondere für die Geschichte des 19. Jahrhunderts ertragreiches Feld. Sie konterkariert den angesprochenen globalhistorischen Boom insofern nationalgeschichtlich, als die Zentralstellung des Zusammenhangs von Kapitalismus und Sklaverei indirekt vor allem den anhaltenden Rassismus in den USA thematisiert.

In der Soziologie spielt die Geschichte des Kapitalismus zunächst in der historischen Soziologie und in der allgemeinen Theorie als konstitutives Strukturelement der westlichen Moderne eine zentrale Rolle. Der Anschluss an Weber fällt unterschiedlich eng aus; dem Eurozentrismus seiner vergleichenden Religionssoziologie entkommen die meisten Beiträge zu dieser Forschungsrichtung indessen kaum. Dagegen nimmt die jüngere Wirtschaftssoziologie die soziale Einbettung aller Märkte zum Ausgangspunkt ihrer akteurszentrierten Analysen, die sie bewusst dem als objektivistisch oder essentialistisch begriffenen Vorgehen der Wirt-

schaftswissenschaften entgegengestellt. Diese Differenz zwischen den Fächern ist vor allem eine der Fragestellungen und des Erkenntnisinteresses. Vertreter der Politischen Ökonomie, die sich ganz weitgehend auf die westlichen Industriestaaten und die jüngste Vergangenheit beschränken, übersetzen ihre Zentralfrage nach dem Verhältnis von Wirtschaft und Politik immer wieder in die nach der Vereinbarkeit von Kapitalismus und Demokratie. Iversens und Soskices 2019 erschienener Band *Democracy and Prosperity* ist hier genretypisch, auch wenn er vermutlich nicht so einflussreich werden wird wie Soskices mit Peter Hall herausgegebenes Buch *Varieties of Capitalism*.⁴⁵ Diese Beiträge sind wichtig für ein Verständnis des Kapitalismus in westlichen Industriestaaten im 20. und frühen 21. Jahrhundert, aber sie lassen die nichtwestliche Welt zumeist außen vor. Von Globalisierung ist durchaus die Rede, aber nahezu ausschließlich als Herausforderung für die Arbeitsmärkte und die politischen Systeme des Westens. Autoren, die wie Daron Acemoglu und James Robinson den Blick räumlich und zeitlich etwas weiter schweifen lassen, offenbaren dabei ein eigentümliches Geschichtsverständnis: Geschichte wird hier zum Baukasten, aus dessen Elementen man fast beliebig Argumente konstruieren kann. Zeitlich weit zurückliegenden Weichenstellungen wie etwa von den Kolonialherren in ihren Kolonien eingeführten Institutionen wird so eine Wirksamkeit über Jahrhunderte hinweg unterstellt, linear und unbeeinflusst vom vielfältigen Geschehen dort und andernorts. Der Begriff «Pfadabhängigkeit» bekommt so einen schlechten Klang.⁴⁶

Auf dem Feld der Politischen Ökonomie tummeln sich Politologen und Ökonomen gleichermaßen. Man könnte die hier bereits genannten Ökonomen meist der neuen Institutionenökonomie zurechnen, die schon zu Zeiten von Douglass North stark historisch orientiert war. Den Begriff des Kapitalismus benutzt North dagegen nicht, und dasselbe gilt für die meisten jüngeren Vertreter dieser Richtung, die gleichwohl methodisch wichtige Beiträge zum Verständnis des wirtschaftlichen Wandels geliefert haben.⁴⁷ Andere Teilbereiche der Wirtschaftswissenschaften stehen einer Globalgeschichte des Kapitalismus näher. Dazu gehören etwa die Entwicklungsökonomie und die Außenhandelstheorie. Sieht man von den Teilen der Entwicklungsökonomie einmal ab, die im Rahmen der *area studies* angesiedelt sind, geht es den hier Forschenden durchaus um die Interdependenzen der Entwicklung verschiedener Weltregionen und die

aus ihnen resultierenden Asymmetrien. Doch greift es historisch zu kurz, wenn das Geschehen wie etwa in Jeffrey Williamsons durchaus eindrucksvoller Studie *Trade and Poverty* im Kern als Zusammenspiel der relativen Preise der Produktionsfaktoren unter wechselnden Weltmarktbedingungen konzipiert wird.⁴⁸ Auf diese Weise soll beispielsweise für Lateinamerika im späten 19. Jahrhundert ein dramatisches Sinken der Löhne im Verhältnis zu den Grundrenten begreifbar gemacht werden. Zu den Voraussetzungen dieser Entwicklung zählen aber ganz zentral die kolonial geformten Besitz- und Machtstrukturen. Auch deshalb muss eine Globalgeschichte des Kapitalismus weit hinter das 19. Jahrhundert zurückgreifen und darf Wirtschaft und Politik nicht künstlich trennen.

Das soll als knapper Blick auf einige an der historischen Entwicklung des Kapitalismus interessierte Disziplinen genügen, zu denen noch weitere wie die Rechtswissenschaft oder die Anthropologie hinzukommen. Das vorliegende Buch fragt vor diesem Hintergrund nach dem Zusammenhang zwischen kapitalistischer Dynamik und globaler Asymmetrie seit dem 15. Jahrhundert. Wer investiert wo, wofür und mit welchen Erwartungen wieviel Kapital, und welche Rolle spielen Markt und Macht bei der Umsetzung solcher Investitionsentscheidungen? Dergestalt im Anschluss an Jonathan Levy nach konkreten Kapitalisierungen im Rahmen verschiedener Investitionsregimes zu fragen, verbietet, die Folgen dieser Kapitalisierungen für die Arbeiterschaft gleichermaßen ins Zentrum zu stellen, wenn man eine globale Perspektive über einen Zeitraum von mehr als 500 Jahren verfolgen möchte.⁴⁹ Diese Konsequenzen werden nicht aus-, aber doch ein wenig abgeblendet und sicherlich weniger intensiv behandelt, als manche Leser*innen sich das wünschen würden. Eine weitere Konsequenz der Vorentscheidung über Zeit und Raum besteht in der Präferenz, die in den einzelnen Kapiteln der Analyse von strukturellen gegenüber konjunkturellen Entwicklungen eingeräumt wird. Auch hier handelt es sich um ein Ab- und kein Ausblenden, zumal einzelne Konjunkturerbrüche wie die Weltwirtschaftskrise zweifellos den Charakter einer tiefen Zäsur besitzen.

In der Beantwortung der angeführten Fragen und in der Umsetzung der angesprochenen Schwerpunktsetzungen ist die folgende Darstellung in sechs Kapitel gegliedert, deren chronologische Grenzen schon deshalb unscharf sein müssen, weil von einem weltweit synchronen Verlauf lange

keine Rede sein kann. Das gilt insbesondere für die ersten beiden Kapitel, zwischen denen es breite zeitliche Überlappungen gibt. Das erste behandelt das frühneuzeitliche Eindringen europäischer Länder in den süd- und ostasiatischen sowie den mittel- und südamerikanischen Raum und verfolgt insbesondere das Zusammenspiel von Handelskapital und Staat. Dabei ist es der Gesamtfragestellung geschuldet, dass der europäische Binnenhandel vor allem im Mittelmeer- und Ostseeraum stark in den Hintergrund gerückt wird. Dasselbe gilt für die gewerbliche und insbesondere heimgewerbliche Produktion, die hier nur insoweit interessiert, als ihre handelskapitalistische Durchdringung Impulse durch den Fernhandel mit der Neuen Welt erhält. Auf der anderen Seite wird aber durchgängig nach der Tiefe des Eindringens europäischer Handelsinitiativen und deren Abhängigkeit von vorgefundenen Strukturen und Akteuren in Asien oder Lateinamerika gefragt.

Eine neue Qualität erhalten die transkontinentalen Verflechtungen dann mit dem im zweiten Kapitel analysierten atlantischen Dreieckshandel. Dieser verband die Verschleppung afrikanischer Sklaven nach Brasilien, in die Karibik und in die Südstaaten der USA mit der dortigen Produktion von Rohstoffen für den Export nach Europa und mit der europäischen Industrieproduktion für die afrikanischen Küstenregionen zu einer gleichermaßen dynamischen wie lebensverachtenden Struktur, in die auch der englische Asienhandel integriert war. Dabei trug die Zuckerproduktion bereits den Charakter einer kapitalintensiven Industrie, doch war die dort verbreitete Sklaverei nicht die einzige Form unfreier Arbeit, mit der ansehnliche Profite erzielt wurden, wenngleich diejenige Form, in der die Kapitalrechnung besonders stark vorangetrieben wurde.

Diese beiden ersten Kapitel perspektivieren ganz wesentlich die im dritten Kapitel ins Zentrum gerückte Industrielle Revolution, denn sie fragen zum einen nach den Gründen für eine Auseinanderentwicklung von Europa und Asien und insbesondere von England und China und zum andern nach der Bedeutung des atlantischen Dreieckshandels für die englische Industrialisierung. Neben der Ausbreitung des neuen industriellen Investitionsregimes werden im dritten Kapitel aber auch der Rohstoffimport aus den britischen Kolonien wie aus den Einflusszonen des Freihandelsimperialismus sowie die Bedeutung dieser Weltregionen für den britisch-europäischen Industrieexport thematisiert. Dabei wird ge-

zeigt, dass die ökonomische Integration der Welt am Ende des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts durchaus noch begrenzt war. Das änderte sich gegen Ende des Jahrhunderts grundlegend, weil nun die Ausbreitung von Dampfschiffahrt, Telegraphie und Eisenbahn die Transportkosten senkte und die Erschließung neuer Räume möglich machte. Insbesondere auf dem afrikanischen Kontinent ging dies mit einem Schub der Kolonisation einher. Diese war indessen keine unverzichtbare Voraussetzung der Versorgung mit Rohstoffen für die Zweite Industrielle Revolution, die damals in den USA und anderen Industriestaaten stattfand. Mit dieser im vierten Kapitel behandelten Entwicklung ging der Siegeszug moderner Großunternehmen einher, die aufgrund ihrer Größe häufig eine beherrschende Stellung auf dem nun weitgehend integrierten Weltmarkt einnahmen. Der Erste Weltkrieg bedeutete in dieser Phase zwar einen tiefen Einschnitt. Gleichwohl erholte sich der Welthandel in den 1920er Jahren, bevor er in der Weltwirtschaftskrise weitgehend zum Erliegen kam. Diese stellt insofern die bedeutendere Zäsur dar.

Die schon unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg einsetzenden Bemühungen um die Rekonstruktion einer Weltwirtschaftsordnung stehen am Anfang des fünften Kapitels, das zeitlich bis in die 1970er Jahre reicht. Viele der in diesem Zusammenhang geschaffenen Institutionen existieren bis in unsere Gegenwart, ebenso wie der zentrale Interessenkonflikt zwischen den Industrieländern des globalen Nordens und den weniger entwickelten Ländern des globalen Südens, die oft in die Rolle der Rohstoffproduzenten gedrängt werden. Mehr als vor dem Ersten Weltkrieg und mehr als seither agierten Industrie-, Handels- und Finanzkapital in dieser Zeit innerhalb eines Rahmens, den sich gegeneinander abschottende Volkswirtschaften oder auch Wirtschaftsblöcke bildeten. Sie waren wie das die gesamte Periode beherrschende Planungsdenken zu einem erheblichen Teil ein Erbe der beiden Weltkriege, die außerhalb der Sowjetunion weniger das Ende kapitalistischer Strukturen als deren Ausrichtung an politisch vorgegebenen Zielen erlebt hatten. Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zog sich der Staat nicht einfach zurück, sondern blieb in den westlichen Industriestaaten ein zentraler industrie- und sozialpolitischer Akteur. Und in vielen der sogenannten Entwicklungsländer fungierte er als Träger einer Industrialisierungsstrategie, die geschützt von hohen Einfuhrzöllen den Import gewerblicher Güter durch eigene Produktion zu ersetzen suchte.

Der Verlauf solcher Industrialisierungsprogramme war nur selten uneingeschränkt überzeugend. Doch es war vor allem die Aushöhlung der nach dem Zweiten Weltkrieg in Bretton Woods verabredeten Wirtschafts- und Finanzordnung, welche die 1970er Jahre zu einem Übergangsjahrzehnt in eine oft als neoliberal beschriebene Phase machten, die das sechste und letzte Kapitel untersucht. Hier geht es um die Liberalisierung der Finanzmärkte ebenso wie um den kräftigen Globalisierungsschub, der vor allem von zwei Entwicklungen befördert wurde: der durch die Containerisierung symbolisierten erneuten Transportrevolution und noch mehr von der Integration der (ehemals) sozialistischen Staaten Osteuropas und der Volksrepublik China in eine Weltwirtschaft, deren Arbeitskräftepotential sich schlagartig verdoppelte. Im Zusammenspiel mit der alle Wirtschaftsbereiche durchdringenden Digitalisierung führte das zur Ausbildung völlig neuer vielgliedriger Wertschöpfungsketten, zur Revolutionierung des Handels, der die Produktion nun wieder stärker dominierte, sowie zur Ausbildung eines krisenanfälligen Finanzmarktkapitalismus, dessen Einbrüche staatliche Rettungsaktionen bislang ungekannten Ausmaßes hervorriefen. Die damit einhergehende extreme öffentliche Verschuldung ist von der ansonsten anders gelagerten Corona-Krise erneut vorangetrieben worden, welche die in den letzten vier Jahrzehnten entstandene globale Wirtschaft grundsätzlich herausfordert. Ein kurzer Schluss bietet indessen weniger kurzfristige Prognosen zu den Chancen einer partiellen Rekonstruktion einer Vor-Corona-Welt als vielmehr einige Schlussfolgerungen zum langfristigen Verlauf sowie Reflexionen über Optionen einer zukünftigen Entwicklung, die durch diese Krise deutlicher hervorgetreten sind.

I

Handelskapitalismus und europäische Expansion

Vom späten 15. bis ins frühe 18. Jahrhundert

In der Einleitung wurden die Probleme diskutiert, in die ein entlang der Marx'schen Mehrwertlehre konzipierter Profitbegriff führt. Angesichts dessen kann es kaum überraschen, dass die beiden wichtigsten Analysten des frühneuzeitlichen Handelskapitalismus ein davon unterschiedenes Verständnis von Profit haben. Während Marx im dritten Band des *Kapitals* apodiktisch festgehalten hat, «im Zirkulationsprozeß wird kein Wert produziert, also auch kein Mehrwert», konstatiert Fernand Braudel: «Bis zur Revolution des 19. Jahrhunderts (...) ist der Kapitalismus in erster Linie in der Zirkulation zu Hause.»¹ Sowohl für ihn als auch für Immanuel Wallerstein ist Profit letztlich immer Monopolprofit. So schaut Braudel auf die gerade im Fernhandel ausgeprägten Chancen der Konkurrenzvermeidung: «Dieser allein schon aufgrund der weiten Entfernungen zwischen den verschiedenen Verkaufsorten und den am Austausch beteiligten Akteuren unkontrollierbare Handel bietet die Möglichkeit, den Markt ungestraft zu umgehen, die Konkurrenz durch ein rechtens oder faktisch bestehendes Monopol auszuschalten und dank des räumlichen Abstands zwischen Anbietern und Nachfragern die *terms of trade* zu bestimmen, die ausschließlich von dem über die Marktlage an beiden Ende der langen Kette informierten Vermittler abhängen.»² Und er versteht allein diesen von Monopolstrukturen geprägten Groß- und Fernhandel als kapitalistisch. Dagegen beschreibt er den von Konkurrenz und Transpa-

renz gekennzeichneten lokalen Handel in einer Weise als vorkapitalistisch, die an dessen Charakterisierung durch Werner Sombart erinnert, der ihn als auf bloßes traditionelles Auskommen hin orientiert betrachtete. Wallerstein betont die staatliche Garantie von Monopolen noch stärker als Braudel, ist aber im Kern mit diesem einig und kritisiert Marx für dessen Missverständnis des Monopols als Verzerrung des Normalfalls.³

Lässt man zunächst beiseite, dass insbesondere Wallerstein den Staat recht einseitig als Agenten der Bourgeoisie porträtiert, fällt auf, in wie hohem Maße sein und Braudels Kapitalismus- und Profitverständnis mit moralischen Wertungen durchsetzt ist. Vor allem Braudel spricht immer wieder von einer «abgeschirmten Dunkelzone, in der Eingeweihte ihre undurchsichtigen Aktivitäten entfalten», und meint damit den Wirkungsbereich des Kapitalismus und der für ihn typischen Spekulation. Er kontrastiert diesen Bereich mit der Welt des Marktes, die für ihn vom gerechten Austausch gekennzeichnet ist. Der Kapitalismus ist also für Braudel «die Zone des Gegen-Marktes, in der Cleverness und das Recht des Stärkeren herrschen».⁴ Versucht man, diese Konzeption ihrer moralisierenden Aufladung zu entkleiden, lässt sich an das Profitverständnis Frank H. Knights anknüpfen. Folgt man nämlich wie dieser in seinem berühmten Buch *Risk, Uncertainty, and Profit* den Gleichgewichtsannahmen der neoklassischen Theorie in den Wirtschaftswissenschaften, ist für Profit auf dem Markt kein rechter Platz. Dieser Theorie liegt die Vorstellung eines perfekten Wettbewerbs und völliger Markttransparenz für alle Marktteilnehmer zugrunde. Unter dieser Voraussetzung kann es keinen Profit geben, da sich alle Preise, seien es Löhne, Zinsen oder Renten, im rückstandsfreien Equilibrium befinden. Erst die aktuellen Abweichungen von diesem theoretischen Konstrukt schaffen Raum für Profite. Und diesen Raum versucht Knight über die Differenz zwischen Risiko und Unsicherheit zu erschließen. Dabei bezeichnet das Risiko ein uneigentliches Element von Ungewissheit – uneigentlich, weil es der Berechnung zugänglich und insofern in die Gleichgewichtsmodelle integrierbar ist. Nur wirkliche Unsicherheit über ein in der Zukunft liegendes Geschehen eröffnet für Knight Profitchancen.⁵

Dabei kann offenbleiben, ob Knight wirklich eine Bestimmung der Differenz zwischen Risiko und Unsicherheit zu entwickeln vermag, die sich operationalisieren lässt.⁶ Denn unabhängig von der konkreten Trenn-

linie zwischen beidem könnte man Profit verkürzt als Prämie verstehen, die ohne die grundsätzliche Ungewissheit zukünftiger Entwicklung nicht denkbar wäre – ein etwas offeneres Verständnis als in Schumpeters Rede von der «Prämie, die der Kapitalismus an die Durchsetzung des Neuen knüpft».⁷ Fragt man nun danach, wie tatsächliche Konkurrenzbedingungen von den Idealannahmen der neoklassischen Theorie abweichen können, drängen sich drei systematische Varianten auf. Zunächst – und durchaus vereinbar mit Schumpeters Innovationsvorstellungen – ist da die Entwicklung eines neuen Produkts, für das es noch keine Konkurrenz gibt, oder das Angebot eines eingeführten Produkts zu konkurrenzlos günstigen Preisen, die bestimmte Verbesserungen im Produktions- oder auch Distributionsprozess möglich gemacht haben. Die so geschaffenen Profitchancen sind einer Monopolstellung geschuldet, wenngleich einer Monopolstellung auf Zeit, da von Anpassungsprozessen auf Seiten der Konkurrenz auszugehen ist. Zweitens kann ein solcher Monopolprofit sich Marktintransparenzen verdanken, also aus Informationsvorsprüngen einzelner Marktteilnehmer resultieren, etwa hinsichtlich von Preisdifferenzen zwischen unterschiedlichen Handelsorten (Arbitrage). Und drittens lassen sich Monopolstellungen auch auf dem Wege der Privilegierung schaffen oder erscheinen als gleichsam «natürlich», weil der Betrieb konkurrierender Infrastruktursysteme in bestimmten Bereichen wirtschaftlich unsinnig ist.

Den bei Knight wie bei Schumpeter und Jens Beckert für unternehmerisches Handeln schlechthin zentralen Vorgriff auf die Zukunft kann man sicherlich wie Braudel als Spekulation bezeichnen. Analytisch scheint es indessen sinnvoller, auf exklusive Informationen über zukünftiges Geschehen und auf Chancen zu dessen Beeinflussung abzuheben, Vorteile, die dann für konkrete Handelsunternehmungen empirisch nachzuweisen und wie auch die Konsequenzen staatlicher Privilegierung zu untersuchen sind. Das soll in diesem und dem nächsten Kapitel zunächst für die Zeit vom späten 15. bis ins frühe 18. Jahrhundert geschehen. Doch wie in der Einleitung ausgeführt, waren weder handelskapitalistische Strukturen noch die nahezu weltumspannende Ausdehnung von Handelsnetzen Neuerungen des späten 15. Jahrhunderts. Daher gilt es zunächst, einen Eindruck vom Welthandel in der Zeit zu gewinnen, die den von Adam Smith als welthistorische Weichenstellungen begriffenen Ereignissen vorausging

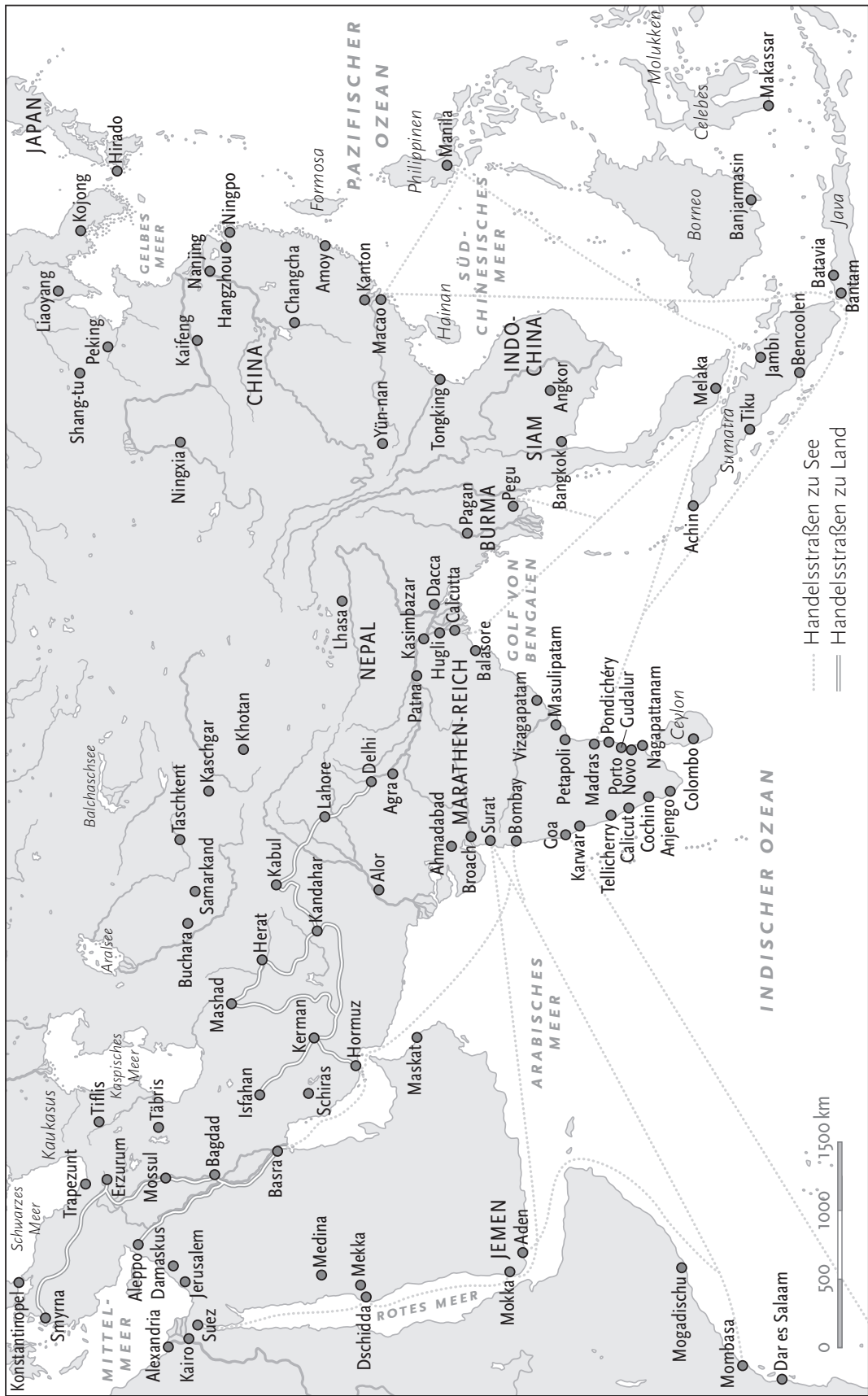
(Kapitel I.1). Die darauffolgenden Teilkapitel (Kapitel I.2–I.5) mögen insofern etwas schematisch strukturiert erscheinen, als sie jeweils bestimmte Akteure und Handlungsräume für eine Zeitspanne von meist über 100 Jahren behandeln. Dennoch sollen sowohl der Wandel innerhalb dieser Zeitspanne als auch die Verbindungen zwischen den Geschehnissen in den verschiedenen Handlungsräumen deutlich werden sowie schließlich auch die Konflikthaftigkeit der Beziehungen zwischen den wichtigsten Akteursgruppen. Eine noch stärker chronologisch angelegte Darstellung wäre dem Verständnis der wichtigsten Entwicklungen indessen kaum dienlich gewesen. Dabei behandelt dieses Kapitel vor allem die eurasische Welt vom späten 15. bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts sowie das spanische und portugiesische Ausgreifen in die Neue Welt bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts. Hingegen wird der atlantischen Wirtschaft, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts eine ganz neue Dynamik gewinnt, ein eigenes Kapitel gewidmet (Kapitel II).

Handelskapitalismus wird hier mit Frederic C. Lane folgendermaßen verstanden: «Damit eine kommerzielle (Markt-)Wirtschaft kapitalistisch ist, muss es auf ihren Märkten einige Käufer geben, die nicht für ihren eigenen Verbrauch einkaufen, sondern mit der Absicht, das Gekaufte weiterzuverkaufen oder es in einem Produktionsprozess zu verwenden, dessen Produkt sie verkaufen werden. Ihre Käufe stellen eine Investition von Kapital dar.»⁸ Lanes Ansatz, der den frühen Finanzkapitalismus dem Handelskapitalismus subsumiert, hat zwei wichtige Vorzüge: Zum einen kommt er ohne die etwa bei Fernand Braudel so starke normative Aufladung aus, die den transparenten und gerechten Markt gegen den von List, Betrug und Gewalt gekennzeichneten Frühkapitalismus ausspielt.⁹ Und zum andern hat Lane gleichwohl ein klares Bewusstsein von der immensen Bedeutung der Gewalt. Im Begriff der *protection rent* (Schutzrente) fasst er den Gewinn, den Handelskapitalisten etwa in Venedig während des frühen 16. Jahrhunderts dem Umstand verdankten, dass sie im Vergleich zu Angehörigen anderer Gemeinwesen niedrigere Kosten für den Schutz ihrer Handelsschiffe aufzuwenden hatten. Auf diese Weise baut er einer unangemessenen Trennung der politisch-militärischen von der wirtschaftlichen Sphäre systematisch vor.

1. Der Welthandel vor der Entdeckung der Neuen Welt

Gegen die in der Einleitung referierten Thesen Immanuel Wallersteins hat Janet Abu-Lughod schon Ende der 1980er Jahre energisch Einspruch eingelegt. Von einem Weltsystem, so ihr bereits angedeutetes Argument, könne man durchaus schon für die Zeit von 1250 bis 1350 sprechen.¹⁰ Dabei habe Europa eine eher periphere Position eingenommen, zum einen weil es die begehrten Produkte Indiens und Chinas nur über den Mittleren Osten habe beziehen können, zum andern weil es vergleichsweise wenig zu bieten hatte, was im Fernen oder dem Mittleren Osten nachgefragt worden wäre.¹¹ Ein etwas genauerer Blick auf das von ihr gezeichnete Bild, das von der seitherigen Forschung in seinen Grundlinien durchaus bestätigt worden ist, lohnt sich. Denn es gibt eine geeignete Folie ab, vor der die Neuerungen der in diesem Kapitel in den Mittelpunkt gerückten Epoche deutlich werden. Auf den Vergleich mit Handelsverflechtungen noch sehr viel früherer Zeiten, die Europa, Afrika und Asien einbezogen, kann an dieser Stelle verzichtet werden.

Im Zentrum des von Abu-Lughod untersuchten Weltsystems steht der Indische Ozean, der ganz im Osten durch die Meerengen von Melaka auch eine Verbindung ins süd-chinesische Meer besitzt.¹² Zwar verzichtet Abu-Lughod im Unterschied zu Wallerstein auf eine strikte Hierarchisierung von Zentrum und (Semi-)Peripherien, aber es wird doch deutlich, dass China als Exporteur von Rohseide, Papier und Porzellan und Indien als Anbieter von Gewürzen, Perlen, Edelsteinen und Baumwollstoffen um 1300 technologisch führend waren. Das drückte sich in Exportüberschüssen aus, die Abu-Lughod zufolge das Interesse an einer Intensivierung des Handels eher bremsen. Die Haltung des chinesischen Kaiserreichs blieb ohnehin ambivalent: Ausländische Schiffe waren auf einige wenige chinesische Häfen verwiesen und wurden dort streng kontrolliert und isoliert. Und der Aufbau einer Flotte, die um 1400 sicherlich die größte der Welt war, wurde wenige Jahrzehnte später jäh abgebrochen, nachdem die Ming-Marine zwischen 1405 und 1433 noch mit mehreren Hundert Schiffen Fahrten über Java, Sumatra und Sri Lanka an die Ostküste Indiens, aber auch ins Rote Meer und den Persischen Golf sowie nach Ostafrika durchgeführt hatte.¹³ Worin auch immer die Gründe für den Abbruch solcher



Karte 1: Der Indische Ozean und seine Verbindungen nach Afrika, Europa und Ostasien

imperialen Machtdemonstrationen gelegen haben mögen, Defizite im Schiffbau oder der Nautik, insbesondere im Umgang mit den im Indischen Ozean den Jahresrhythmus vorgebenden Monsunwinden waren es nicht.¹⁴

Indien war wirtschaftlich so wenig eine homogene Einheit wie das riesige Reich der Mitte, wobei die Inlandsregionen nur partiell mit den Küstenlandschaften verbunden waren; allerdings dürfen diese Differenzen nicht überschätzt oder gar für unveränderlich gehalten werden.¹⁵ Während die Ostküste mit der Bucht von Bengalen stärker nach Indonesien und China ausgerichtet war, orientierte sich die Westküste stärker auf die über das Arabische Meer zugänglichen Gebiete. Unverbunden waren sie indessen nicht, und dazu trugen arabische, jüdische und persische Kaufleute bei, die seit Langem Handelsniederlassungen an beiden Küsten des Subkontinents unterhielten. Calicut etwa war der Haupthafen, den muslimische Händler in Südindien nutzten, aber auch von Cambay oder Surat in Gujarat ließ sich sowohl in den Mittleren Osten und nach Ostafrika segeln als auch in die Bucht von Bengalen und weiter nach Südostasien.¹⁶ Die Kaufleute Gujarats, von denen viele schon früh zum Islam übergetreten waren, kontrollierten zusammen mit arabischen Großhändlern die Verbindungen zwischen Indien und dem Mittleren Osten. Wie lukrativ dieser Fernhandel war, hat schon Fernand Braudel anschaulich beschrieben: «Ein Kilogramm Pfeffer, das im Erzeugerland Indien dem Wert von 1–2 Gramm Silber entspricht, steigt in Alexandria auf den Preis von 10–14, in Venedig von 14–18 und in den europäischen Verbraucherländern von 20–30 Gramm Silber.»¹⁷

Um nach Kairo zu gelangen, musste die Fracht von Calicut aus aber nicht nur das Arabische Meer durchqueren, sondern anschließend noch durch das Rote Meer segeln. Alternativ ließ sich der Persische Golf nutzen, doch war der sich dann anschließende Landtransport nach der Zerstörung Bagdads durch die Mongolen und der Zerstörung syrischer Häfen durch die Mameluken unattraktiv geworden. Dagegen erlaubte die als Seidenstraße viel beschworene Landverbindung zwischen dem nördlichen China und dem Schwarzen Meer vom Ende des 13. Jahrhunderts an für rund 50 Jahre ein meist sicheres Reisen und Handeln, wovon Karawanenzentren wie Samarkand erheblich profitierten.¹⁸ Aber auch wenn der Florentiner Francesco Pegolotti die Seidenstraße in den frühen 1340er Jahren als vollkommen sicher bei Tage wie bei Nacht beschrieb, nahm die

Reise von Peking bis auf die Krim doch beinahe ein ganzes Jahr in Anspruch. Gleichwohl ging die Blüte dieser Landverbindung während der *Pax Mongolica* auf Kosten der von Ägypten kontrollierten Seeverbindung durch das Rote Meer.¹⁹ Diese Hochzeit endete, als ab der Mitte der 1340er Jahre die auch als Schwarzer Tod bezeichnete Pest den Handelswegen von Ost nach West folgte.²⁰ Zuvor aber hatten die Großkaufleute des Mittleren Ostens regen Anteil am ost-westlichen Fernhandel gehabt. Im frühen 14. Jahrhundert dominierten vor allem die als Karimi bezeichneten ägyptischen Fernhändler, die nicht nur in den wichtigeren indischen Häfen präsent waren, sondern auch Filialen in der Levante, insbesondere in Damaskus unterhielten.²¹ Zugleich als Bankiers und Schiffseigner tätig, beschränkten sie sich nicht auf die Abwicklung des Austausches von Indien und China mit Europa, sondern bezogen die Produkte des eigenen Landes wie Zucker, Leinen- und Baumwollstoffe mit ein. Als Steuerzahler geschätzt, genossen sie zeitweilig militärischen Schutz gegen Piraten im Roten Meer und monopolisierten den Gewürzhandel zwischen Jemen und Ägypten. Ihr Stern sank, als der von den wirtschaftlichen Folgen des Schwarzen Todes auch finanziell gebeutelte Mamelukenstaat das Gewürzmonopol selbst in die Hände zu bekommen suchte und exklusive Verträge mit den nun in Alexandria vor Anker gehenden venezianischen Importeuren abschloss.

Mit Venedig und den übrigen italienischen Stadtrepubliken, die im Mittelmeerraum Handel trieben, ist der dritte Pol des von Abu-Lughod beschriebenen Weltsystems benannt, aus chinesischer Sicht kaum mehr als ein Anhängsel an die «maritime Seidenstraße».²² Die immer wieder auch kriegerische Konkurrenz zwischen Genua und Venedig muss hier ebenso wenig konkret beschrieben werden wie die wohlbekannte und für den Fernhandel wichtige Landverbindung zwischen Oberitalien und Nordwesteuropa.²³ Über Brügge bestand von dort eine nicht zuletzt durch die Hanse stabilisierte Handelsverbindung in den Ostseeraum, auf die später zurückzukommen sein wird. Zur Bewertung der europäischen Position im Netz der weitgespannten Handelsbeziehungen in der zweiten Hälfte des 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts reichen zunächst zwei Beobachtungen aus: In der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde dieses Netz brüchig aufgrund der Folgen des Schwarzen Todes, aber auch der kriegerischen Auseinandersetzungen, die der Zusammenbruch des Mongolenreiches

auslöste. Zu diesem Zeitpunkt hatte Europa gegenüber der lange führenden islamischen Welt zwar ein wenig an Boden gut gemacht. Glas etwa wurde nicht länger aus Syrien importiert, sondern im venezianischen Murano produziert, und Textilien avancierten zu europäischen Exportartikeln. Aber das änderte nichts daran, dass im interkontinentalen Handel auch im frühen 15. Jahrhundert Asien und nicht Europa den Takt angab, auch wenn sich etwa der venezianische Levantehandel von der Mitte des 14. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts deutlich intensivierte.²⁴ Angesichts der bis in die jüngste Zeit fortgeschleppten Rede von Italien als «der Wiege des Handels- und Finanzkapitalismus» ist aber die zweite Feststellung ebenso wichtig: Schon lange vor dem Aufstieg der italienischen Stadtrepubliken gab es «in einigen Teilen Arabiens ansatzweise eine kaufmannskapitalistische Bourgeoisie», und die meisten der vermeintlich genuin italienischen Geschäftspraktiken und Finanzinstitutionen hatten Entsprechungen und Vorläufer in der islamischen Welt und im Fernen Osten.²⁵

Eine elaborierte Variante des italienischen Ursprungsnarrativs hat vor einigen Jahren Avner Greif vorgelegt. Er beschreibt eine allmähliche, aber im 15. Jahrhundert schon deutliche institutionelle Auseinanderentwicklung zwischen der europäischen Handelswelt auf der einen Seite, der islamischen und byzantinischen auf der anderen. Gegen Ende seiner umfangreichen Untersuchung macht er das institutionelle Defizit der Letzteren vor allem am Fehlen städtischer Selbstbestimmung und politischer Repräsentanz der Kaufmannschaft fest. Das zeigt, wie wenig es ihm um einen reziproken Vergleich im Sinne von Kenneth Pomeranz geht.²⁶ Doch wenn er die erfolgreiche Staatsbildung in Europa auf die Zurückdrängung verwandtschaftsbasierter Strukturen zurückführt, verweist er gleichwohl auf einen langfristig wichtigen Faktor, die Indienstnahme politisch-militärischer Macht durch die Kaufmannschaft, insbesondere in Stadtrepubliken.²⁷ Greif setzt damit die Akzente etwas anders als etwa Charles Tilly oder zuletzt Maarten Prak. Ersterer hat in der Dialektik von Städten als Orten der Kapitalakkumulation und Staaten, die immer wieder miteinander Krieg führen und auf Expansion drängen, ein zentrales Spezifikum europäischer Entwicklung ausgemacht. Prak hebt auf das Zusammenspiel zwischen starker stadtbürgerlicher Partizipation und staatlicher Responsivität für städtische Belange ab, das den italienischen Stadt-

staaten, den Niederlanden und England vorbehalten war.²⁸ Auf den damit aufgerufenen Zusammenhang zwischen Staatsbildung und kapitalistischer Entwicklung wird zurückzukommen sein. Zunächst sei nur festgehalten, dass die institutionelle Überlegenheit spätmittelalterlicher Stadtrepubliken in Oberitalien durchaus in Frage steht. Und eine solche würde auch nichts daran ändern, dass die von diesen Republiken dominierte Handelswelt Europas ein vergleichsweise wenig bedeutendes Anhängsel einer um den Indischen Ozean konzentrierten Ökonomie war.²⁹

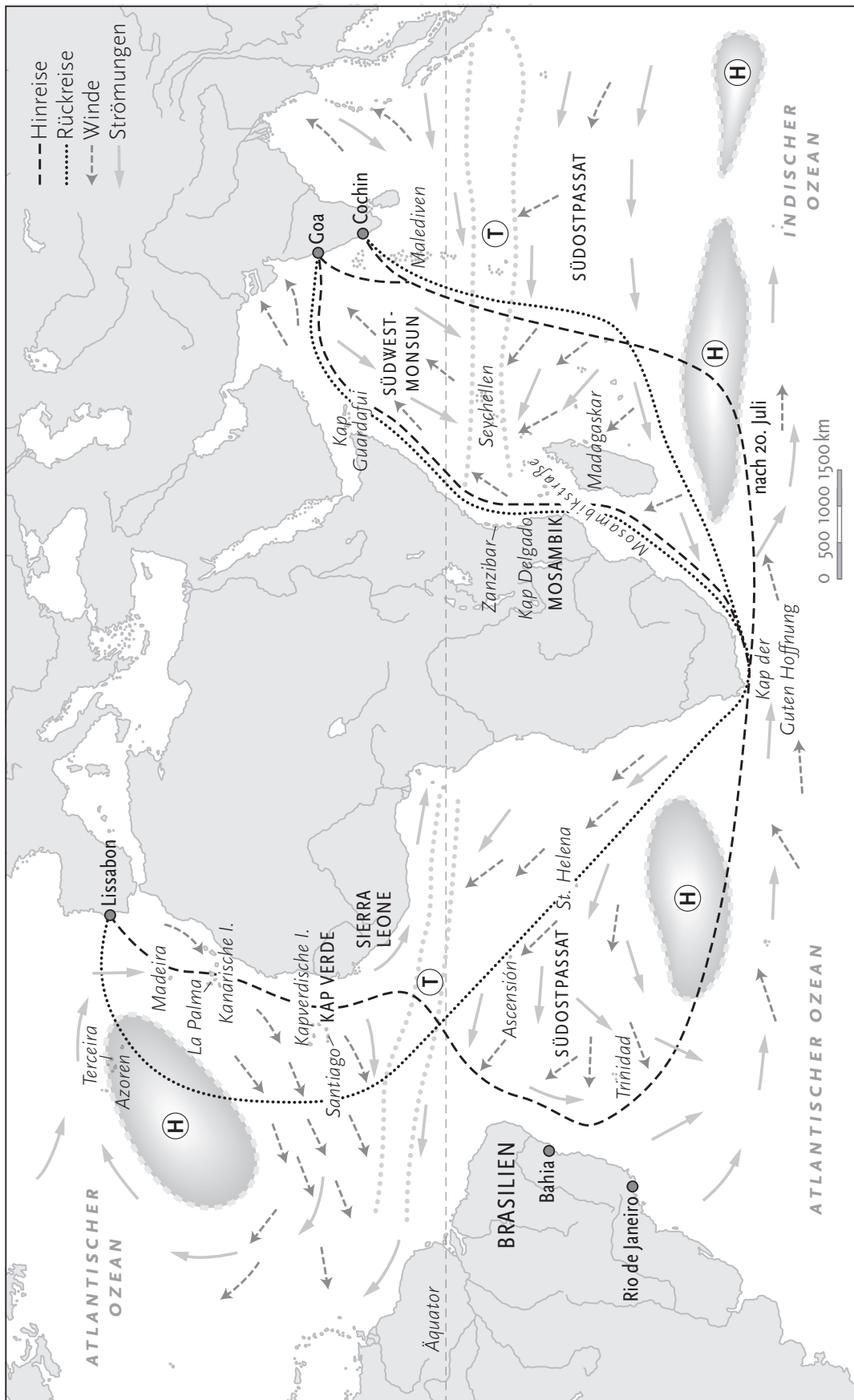
Der Begriff der Handelsrevolution ist als Einspruch gegen das Zerrbild einer statischen (spät-)mittelalterlichen Wirtschaft in Europa also durchaus berechtigt, doch führt er in die Irre, wenn er mit der Behauptung institutioneller Innovationen innerhalb des städtischen Wirtschaftslebens in Oberitalien verbunden wird.³⁰ Diese Innovationen waren, so die Einschätzung eines führenden Kenners, in indischen und chinesischen Hafenstädten längst übliche Geschäftspraxis.³¹ Besondere Aufmerksamkeit haben dabei der Wechsel und die Commenda gefunden. Wechselgeschäfte boten ein einfaches Mittel, den aufwändigen und risikobehafteten Transport von Zahlungsmitteln durch ein streng terminiertes Zahlungsverprechen zu ersetzen. Ein Wechsel konnte überdies weitergegeben und mit anderen Wechseln verrechnet werden, wenngleich zu meist nur innerhalb kulturell-religiös homogener Handelswelten wie der muslimischen und der christlichen, der indischen oder armenischen.³² Als Wechsel in Oberitalien entstanden, blickten ihre Vorläufer mit persischen Wurzeln bereits auf eine lange Geschichte zurück, zu der seit dem späten 11. Jahrhundert auch die Verrechnung über Bankkonten zählte.³³

Wichtiger noch war die Commenda, eine Form der Handelsgesellschaft, die einen Weg bot, geschäftliche Partnerschaften über den engsten Familienkreis hinaus zu öffnen. Max Weber, der sich schon in seiner rechtshistorischen Dissertation mit diesem Rechtsinstitut beschäftigt hatte, charakterisierte dessen systematische Bedeutung in *Wirtschaft und Gesellschaft* treffend: «Güter verschiedener Art wurden einem reisenden Kaufmann zur Veräußerung auf fremdem Markt und – eventuell – Einkauf anderer für den einheimischen Markt gegeben, der Gewinn und Verlust zwischen dem reisenden und dem kapitalgebenden Interessenten des Unternehmens dann in bestimmtem Verhältnis geteilt. Damit dies aber geschehen konnte, mußten sie in Geld geschätzt – also: eine Anfangs- und

eine Abschlußbilanz des Unternehmens aufgestellt – werden».³⁴ Völlig zu Recht sah Weber hier ein wichtiges Element einer unpersönlichen, ganz auf das Unternehmen bezogenen Rechenhaftigkeit. Diese war aber eben kein Spezifikum einer okzidentalen Rationalität, sondern in der arabischen Welt schon vor der Wende zum zweiten Jahrtausend verbreitet.³⁵ Auch deshalb kann die doppelte Buchführung, die Webers Kollege Sombart zum Symbol der «Loslösung des Sachvermögens von der Person» erklärte und im Italien der Renaissance verortete, nicht die ihr zugeschriebene Bedeutung gehabt haben.³⁶ Praktiziert wurde sie bis an die Wende zum 19. Jahrhundert ohnehin eher selten. Doch scheint das schon die Kaufleute, die um 1300 im Fernhandel zwischen China und dem Mittelmeerraum tätig waren, nicht gehindert zu haben, die Profitabilität ihrer Unternehmungen einzuschätzen.³⁷ Und diese Unternehmungen sind durchaus als kapitalistische zu begreifen.

2. Der portugiesische Kronkapitalismus (16. und frühes 17. Jahrhundert)

Die Erschütterungen, die vom Zusammenbruch des Mongolenreiches ausgingen, und die Folgen der großen Pestpandemie ließen die für die Zeit um 1300 geschilderten Handelsbeziehungen nicht unberührt. Dennoch war deren Grundstruktur bis ins späte 15. Jahrhundert hinein wenig verändert, zumal die Islamisierung der ostafrikanischen Küste und die Stärkung der muslimischen Herrschaft über die indonesische Inselwelt diese Handelsbeziehungen intensiviert hatten.³⁸ Erst die Umschiffung des Kaps der Guten Hoffnung durch Bartholomeu Dias 1487/88 und die Verbindung nach Indien über diese Route, die Vasco da Gama 1498 mithilfe eines indischen Lotsen erstmals nutzte, bedeuteten einen potentiellen Einschnitt. Dieser war durch die allmähliche portugiesische Erkundung der afrikanischen Westküste vorbereitet worden.³⁹ Das spricht dagegen, die Entdeckung der Kap-Route allzu funktionalistisch aus der Notwendigkeit abzuleiten, angesichts der osmanischen Kontrolle des Schwarzen und des Roten Meeres alternative Wege zu erschließen, auch wenn die Rolle genuesischer Finanziers bei der Unterstützung spanischer



Karte 2: Die neue Verbindung nach Indien

und portugiesischer Erkundungsfahrten gut belegt ist.⁴⁰ Schon im Juli 1501 hielt Girolamo Priuli in seinem Journal die zeitgenössische Klage fest, der Gewürzhandel werde Venedig fehlen wie «einem Säugling die Muttermilch». Auch das zeigt, dass zumindest aus venezianischer Sicht die neue Verbindung bzw. ihre portugiesische Kontrolle nicht als Lösung, sondern als Problem für die italienischen Fernhändler gesehen wurde.⁴¹ Und da die Portugiesen in der Tat ein Monopol im Pfefferhandel anstrebten, war die venezianische Untergangsstimmung durchaus verständlich. Allerdings vermochten die Portugiesen die Verbindung zwischen Rotem Meer und Mittelmeer keineswegs dauerhaft zu blockieren. Später konnten sie auch den Widerstand einer durchaus schlagkräftigen osmanischen Flotte gegen die portugiesische Monopolisierung des Gewürzhandels nicht endgültig brechen.⁴² Da sie über ihren Stützpunkt Hormuz den boomenden osmanischen Markt bald selbst bedienten, war das auch gar nicht in ihrem dauerhaften Interesse.⁴³

Adam Smiths 1776 formulierte Einschätzung, die Portugiesen hätten «nahezu ein Jahrhundert lang im Handel mit Ostindien ein Monopol» besessen, «so daß die anderen europäischen Staaten nur indirekt und über sie allein mit diesem Reich gegenseitig Waren austauschen konnten», ist also letztlich irrig.⁴⁴ Gleichwohl wurden hier stattliche Einnahmen erzielt, so dass der Gewürzhandel schon 1506 für mehr als ein Viertel der königlichen Einkünfte verantwortlich war, 1518 dann für fast 40 Prozent.⁴⁵ Vor allem aber darf der europäische Blickwinkel nicht übersehen lassen, dass Europa bis ins 18. Jahrhundert hinein eine nachgeordnete Rolle in der Handelswelt des Indischen Ozeans spielte, deren schon vor 1500 zu beobachtende Blüte ihre eigenen Wurzeln hatte.⁴⁶ Zwar beteiligten sich die Portugiesen auch am inländischen indischen Handel, der in der Literatur oft etwas missverständlich als *country trade* bezeichnet wird, obwohl er meist über das Meer erfolgte. Dennoch behauptete sich die indische Handelsschiffahrt, die keineswegs auf diesen *country trade* beschränkt war, schon aufgrund ihrer deutlich niedrigeren Frachtraten. Die anwachsenden europäischen Exporte machten stets nur einen kleinen Teil des Gesamthandelsvolumens der verschiedenen indischen Zentren aus.⁴⁷ Die dort dominierenden einheimischen Händler mögen weniger straff organisiert gewesen sein als ihre europäischen Kooperationspartner und Konkurrenten, aber in der Regel konnten sie frei operieren.⁴⁸ Denn die poli-

tischen Machthaber standen ihnen meist nicht feindselig, sondern eher indifferent gegenüber.⁴⁹

Gleichwohl ist die Frage nach den Absichten der portugiesischen Krone von Belang. «Wir suchen Christen und Gewürze», sollen die ersten in Calicut an Land gehenden Portugiesen zwei Tunesiern geantwortet haben, die sie auf Spanisch gefragt hatten: «Hol euch der Teufel, was führt euch hierher?»⁵⁰ Die religiöse Dimension soll im Folgenden nur insoweit Beachtung finden, wie sie wirtschaftliches Handeln unmittelbar berührte. Unabhängig von ihr hatten die Portugiesen das Zentrum des indischen Gewürzhandels treffsicher angesteuert. Dessen Attraktivität lag angesichts der angesprochenen Gewinnspannen auf der Hand. Und die portugiesischen Seefahrer setzten hemmungslos Gewalt ein, um sicherzustellen, dass sie deren einzige Nutznießer waren. Schon die zweite Indienflotte, bestehend aus zehn Schiffen der portugiesischen Krone und dreien, die von portugiesischen Adligen und italienischen Finanziers ausgerüstet worden waren, kaperte im Hafen von Calicut ein arabisches Konkurrenzschiff, brachte in den sich anschließenden Auseinandersetzungen 500 bis 600 Seeleute um und beschoss anschließend die Stadt. Ganz ähnlich setzte zwei Jahre später Vasco da Gama Gewalt und Terror ein, um den örtlichen Fürsten zur Vertreibung aller Moslems und damit der gesamten Konkurrenz zu zwingen.⁵¹ Dem Monopol beim Gewürzverkauf in Europa sollte also ein Monopson, eine Alleinstellung beim Ankauf, in Indien entsprechen, auch wenn die Preisbildung vor Ort im Kern unverändert aus dem Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage innerhalb Asiens bestimmt wurde.⁵² Dabei folgte die prominente Rolle des portugiesischen Staates bei der Errichtung von Stützpunkten dem Vorbild der westafrikanischen Küste während des 15. Jahrhunderts. Dort hatten indessen der Erwerb von Gold und Sklaven sowie der Betrieb von Zuckerplantagen mithilfe von Sklavenarbeit im Vordergrund gestanden.⁵³

Der massive Einsatz von Gewalt seitens der portugiesischen Flotten traf die Machthaber an den Küsten Südasiens unvorbereitet. Er ließ aber die primär landbasierten Kräfteverhältnisse zwischen den asiatischen Herrschern zumeist unberührt. An der Küste selbst waren die Eingriffe und Angriffe dagegen spürbar und die unternommenen Anstrengungen von Beginn an massiv. Zwischen 1500 und 1505 liefen mehr als 80 portugiesische Schiffe nach Indien aus, und bis 1560 entstand eine dichte Reihe

von Stützpunkten an der indischen West- und Ostküste. Unter diesen stachen früh schon Goa als Sitz des portugiesischen Vizekönigs sowie Melaka und am Persischen Golf Hormuz wegen ihrer strategischen Bedeutung als Kontrollpunkte von Meerengen heraus.⁵⁴ Militärische Stärke und Gewaltbereitschaft versetzten die Portugiesen zeitweise in die Lage, an Teilen der westindischen Küste von nichtportugiesischen Schiffen Schutzgebühren zu erzwingen und sie zum zollpflichtigen Besuch in von ihnen kontrollierten Häfen zu nötigen.⁵⁵

Das und die ohnehin prominente Rolle der Krone, wie sie nicht zuletzt im bis 1570 geltenden Kronmonopol für den Gewürzhandel deutlich wurde, haben die Einschätzung begründet, dem portugiesischen Kolonialismus in Indien sei es primär um Tribute und nicht um Profite aus dem Fernhandel zu tun gewesen. Das dürfte die Motive der Krone durchaus zutreffend beschreiben, sollte aber die enge Verbindung zwischen dem so motivierten Ausgreifen nach Asien und den dort geübten Geschäftspraktiken nicht verdecken.⁵⁶ Denn zum einen fand die Beteiligung Privater noch 1505 in Form einer Einlage eine Fortsetzung, und 1506 z. B. bildete die Ladung der Krone nur etwa ein Viertel der Gesamtfracht.⁵⁷ Zum andern stellten die auf ihren Privaterwerb angewiesenen Siedler, die *casados*, das eigentliche Rückgrat der portugiesischen Präsenz. Für die 1630er Jahre geht Sanjay Subrahmanyam von mindestens 5000 solcher *casados* in Asien aus, deren Zahl von der sogenannten schwarzer *casados*, christlicher Einwohner einheimischer Abstammung, noch übertroffen wurde.⁵⁸ In Hafen- und Handelsstädten wie Cambay prägten Häuser von wohlhabenden Kaufmannsfamilien im spanischen Stil durchaus das Bild der europäischen Viertel.⁵⁹

Mit Blick auf die Rolle der Portugiesen in der Handelswelt des Indischen Ozeans lassen sich verschiedene Phasen unterscheiden.⁶⁰ Sanjay Subrahmanyam ordnet die erste Phase, die bis ins zweite Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts reichte, der Blütezeit eines königlichen Merkantilismus zu. Dieser habe schon vor dem Ausgreifen nach Indien im königlichen Handel mit Sklaven und Zucker seinen Ausdruck gefunden, und seinetwegen sei Manuel I. von seinem französischen Thronkollegen als *roi épici-er*, als Krämerkönig, verunglimpft worden.⁶¹ Die Einträglichkeit dieses Handels – Wolfgang Reinhard spricht von Kronkapitalismus – beruhte zunächst vor allem auf der Einfuhr großer Pfeffermengen von der Mala-

barküste im südwestlichen Indien nach Lissabon (und von dort weiter nach Antwerpen): 1505 waren es mehr als 1000, 1518 mehr als 2000 Tonnen. Da die Portugiesen hierfür aber kaum etwas einzutauschen hatten, mussten sie bald einen Dreieckshandel etablieren. Schließlich hatte der Hof in Calicut früh moniert, Vasco da Gamas Geschenke seien eines Königs unwürdig, der ärmste Kaufmann aus Mekka würde sie übertreffen. Das deshalb auf portugiesischer Seite zum Einkauf benötigte Edelmetall kam zum Teil aus Antwerpen, wohin es aus dem Aachener Raum und aus Süddeutschland geliefert wurde, sowie von der afrikanischen Ostküste, wo indessen die Nachfrage nach Pfeffer und anderen Gewürzen enge Grenzen hatte. Deshalb nahm die portugiesische Handelsflotte dorthin an der Malabarküste erworbene Textilien mit, die im etwas weiter nördlich gelegenen Gujarat produziert worden waren.⁶²

Ein ähnliches Muster entwickelte sich, als die Portugiesen nach der Einnahme Melakas 1511 stärker nach Osten ausgriffen. Denn an der indischen Ostküste und in Bengalen ließen sich bedruckte Baumwollwaren unterschiedlicher Qualität erwerben, deren einfachere Variante auf Java und den Gewürzinseln reißenden Absatz fand. Dort wurden die Preise in den Verträgen zwischen den portugiesischen Ankäufern und ihren Gewürzlieferanten vor Ort häufig nicht in irgendeiner Währung, sondern als Menge indischer Baumwollwaren fixiert.⁶³ Und im nur acht Tage von Calicut entfernten Ceylon ließ sich Zimt einkaufen, der wie Ingwer im Verkauf nicht selten das Zehnfache des Einkaufspreises einbrachte.⁶⁴ Erkundet worden waren all diese Handelswege mit Hilfe meist tamilischer Kooperationspartner, die hier über gute Verbindungen verfügten. An die Stelle einer solchen Zusammenarbeit traten aber nach einer kurzen Lehrzeit bald die königlichen Handelsrouten (*carreiras*), die nicht nur entlang der indischen Ostküste portugiesische Stützpunkte regelmäßig miteinander verbanden. Dass den dort eingesetzten Kapitänen neben ihrem Gehalt ein Anteil am Frachtraum zugestanden wurde, signalisiert, dass sich die Gewichte zwischen Kronkapitalismus und privaten Geschäftsinteressen zugunsten der Letzteren verschoben.⁶⁵ Gleichwohl blieb es typisch, dass militärische Verdienste mit profitablen Privilegien wie der lukrativen Fahrt ins bengalische Chittagong belohnt wurden.⁶⁶

Diese Entwicklung gehört aber bereits einer zweiten Phase an, in der das in Goa etablierte portugiesische Vizekönigtum seine Macht konsoli-

dieren konnte, ohne deshalb unangefochten zu sein. An wirkliche Monopole war vielerorts schon wegen der militärischen Stärke malaiischer oder javanischer Staaten nicht zu denken. Die Artillerie Acehs im Norden Sumatras soll aufgrund der Erbeutung portugiesischer Waffen 1530 sogar besser als das Fort Melaka ausgerüstet gewesen sein.⁶⁷ Vor allem aber ist wichtig zu sehen, dass die europäischen Eindringlinge stets auf einheimische Bündnispartner angewiesen blieben. Als die Portugiesen 1629 die Streitkräfte des Sultanats Aceh noch einmal an der Einnahme Melakas hindern konnten, verdankten sie das dem Eingreifen des Sultans von Johor. Als dieser sechzehn Jahre später erneut intervenierte, tat er dies auf Seiten der Vereinigten Provinzen, der niederländischen Generalstaaten, die nur mit seiner Hilfe Melaka einzunehmen vermochten.⁶⁸ Ronald Findlay und Kevin O'Rourke haben den frühneuzeitlichen Mächten Europas zu Recht einen *comparative advantage in violence* zugeschrieben. Dieser Vorteil bedeutete aber eben keineswegs, dass die vergleichsweise wenig zahlreichen Portugiesen aufgrund ihrer ausgeprägten Gewaltbereitschaft und ihrer avancierteren Militärtechnologie den einheimischen Konfliktparteien stets überlegen gewesen wären.⁶⁹ Soweit es eine solche Überlegenheit gab, beschränkte sie sich auf Situationen, in denen die Bewaffnung der europäischen Hochseeschiffe ausschlaggebend war. Doch schon dort, wo es um die Manövrierbarkeit zu Wasser ging, stand sie in Frage. Gar nicht gegeben war sie zu Land, wo bereits die geringe Zahl europäischer Soldaten es unmöglich machte, die Innovationen der «militärischen Revolution» in Europa zu übernehmen, einer Revolution, die mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges zum Abschluss kam.⁷⁰ Von daher mussten sich die Portugiesen wie nach ihnen die Niederländer, Engländer und Franzosen in das jeweils gegebene Machtgefüge einfügen und nach Bündnispartnern suchen.

Einheimische Kaufleute übertrafen zudem die portugiesischen Händler häufig bei weitem an Finanzkraft und konnten sich dem Zugriff der portugiesischen Gouverneure durchaus entziehen.⁷¹ Virji Vorah agierte im mittleren Drittel des 17. Jahrhunderts von Surat aus als Bankier, Schiffseigner sowie Groß- und Kleinhändler und könnte wegen dieser Vielfalt an Tätigkeiten und seines politischen Einflusses zu den *portfolio capitalists* gerechnet werden, wie sie Sanjay Subrahmanyam und Christopher Bayly genannt haben. Er verlieh sein Geld an den Adel des Mogulreiches

ebenso wie an Europäer und war weit über Gujarat hinaus bestens vernetzt.⁷²

Die Abhängigkeit der Portugiesen von einheimischen Partnern bestand umso mehr, als die Portugiesen in einer dritten Phase ab etwa 1525 bis nach Ostasien ausgriffen. Dabei blieb der Handel mit China lange auf Schmuggel angewiesen. Erst 1582 erhielt er mit der amtlichen Genehmigung der 1557 halboffiziell gegründeten portugiesischen Siedlung Macao ein belastbares Fundament. Aufgrund des gespannten Verhältnisses zu Japan war chinesischem Händlern ein direkter Handel mit Japan verboten, wodurch den in Nagasaki verankerten Portugiesen unverhofft ein Zwischenhandelsmonopol zuwuchs.⁷³ Es war besonders lukrativ, weil japanisches Silber in China ebenso heiß begehrt war wie chinesische Seide in Japan. Ihr Verkaufspreis lag «zwischen dem Anderthalbfachen und Vierfachen des Einkaufspreises». Derjenige, der das Privileg der jährlichen Japanfahrt für teures Geld ersteigerte, investierte also in eine recht vorhersehbare Zukunft und konnte mit hohen Gewinnen rechnen.⁷⁴ Dabei kam ein erheblicher Teil des für den Erwerb chinesischer Waren benötigten Silbers aus Mittel- und Südamerika, seit den 1570er Jahren sogar auf direktem Wege von Acapulco nach Manila auf den spanischen Philippinen. Damit umspannten die Wege des Fernhandels erstmals den gesamten Globus.⁷⁵

Zu diesem Zeitpunkt, am Ende des 16. Jahrhunderts, hatte das System portugiesischer Stützpunkte in Asien seine maximale geographische Ausdehnung erreicht und damit, wie man rückblickend sagen kann, die portugiesischen Möglichkeiten überdehnt. Das wurde nicht sofort anhand der Handelsstatistik deutlich. Die portugiesischen Silberausfuhren aus Japan blieben beträchtlich, und der *Estado da India*, das portugiesische Kolonialreich, schrieb bis ins 17. Jahrhundert hinein zumeist schwarze Zahlen. In einer ganzen Reihe von Jahren entsprachen auch im ausgehenden 16. Jahrhundert noch die in Lissabon angelandeten Mengen mehr als drei Vierteln des europäischen Gesamtimports an Pfeffer.⁷⁶ Die Gesamttonnage war gleichfalls stabil, auch wenn die Zahl der Schiffe rückläufig war.⁷⁷ Dennoch fehlt es nicht an Indizien für eine beginnende Krise. So stieg der Anteil der unterwegs verlorenen Schiffe an, zum Teil, weil wegen ihrer Knappheit auf die nötige Wartung verzichtet wurde. Hinter diesem Mangel an Schiffen stand ein Rückzug der Krone ebenso wie Schwierig-

keiten, privates Kapital zu mobilisieren. Bei den vielschichtigen politischen Überlegungen, wie die knappen staatlichen Ressourcen einzusetzen seien, kam vor allem dem portugiesischen Engagement in Brasilien eine entscheidende Rolle zu. Dass ihm mittel- und langfristig die Priorität eingeräumt wurde, war unter militärischen Gesichtspunkten nachvollziehbar und hatte wohl auch mit der vorübergehenden Vereinigung der spanischen und der portugiesischen Krone nach 1581 zu tun.

Es bleibt indessen die Frage, warum der Rückzug der Krone nicht durch privates Engagement aufgefangen werden konnte. Die Bereitschaft, ein solches stärker zuzulassen, war grundsätzlich vorhanden. So wurde der Pfefferhandel des späten 16. Jahrhunderts überwiegend von ausländischen Handelskapitalisten wie den Welsern und den Fuggern finanziert und abgewickelt. Dabei ist die Organisationsform dieses Handels bezeichnend für die portugiesische Form des Handelskapitalismus. In einem Asienvertrag, wie ihn 1580 der Augsburger Konrad Rott und der Mailänder Giovanni Batista Rovalesca erneuerten, verpflichteten sich die hier engagierten Kapitalisten, 30 000 Quintal Pfeffer in Indien einzukaufen, je zur Hälfte für den König und für sich selbst. Der König verkaufte ihnen auch seine Hälfte zu einem Fixpreis, gleichsam als Preis für das so erhaltene Monopol. Dieser Europavertrag wiederum eröffnete grundsätzlich den Privaten die Möglichkeit, über die Angebotsmenge den Endverkaufspreis zu steuern und so Profite zu machen, obwohl die Krone alle ihre Risiken auf sie abgewälzt hatte. Braudels Verständnis von Kapitalismus als «Zone des Gegen-Marktes, in der Cleverness und das Recht des Stärkeren herrschen», hat hier unmittelbare Plausibilität.⁷⁸

Der portugiesische Handel in Antwerpen war mit Schließung der portugiesischen Faktorei schon 1548 ganz in private Hand übergegangen, auch weil sich mit den aus Lissabon herbeigeschafften indischen Gewürzen allein die portugiesischen Importe von Textilien und Luxuswaren nicht länger bezahlen ließen. Dem Wert nach dominierte der private Handel auch die portugiesischen Ostindienfahrten, an denen er zwischen 1580 und 1640 einen Anteil von 90 Prozent hatte.⁷⁹ Doch langfristig war ein Rückgang des portugiesischen Asienhandels nicht zu verhindern, und der portugiesische Anteil am europäischen Pfefferimport etwa war vielleicht schon 1622 auf ein Fünftel gesunken. Das mag unter anderem daran gelegen haben, dass der Brasilienhandel, der nie ein Kronmonopol ge-

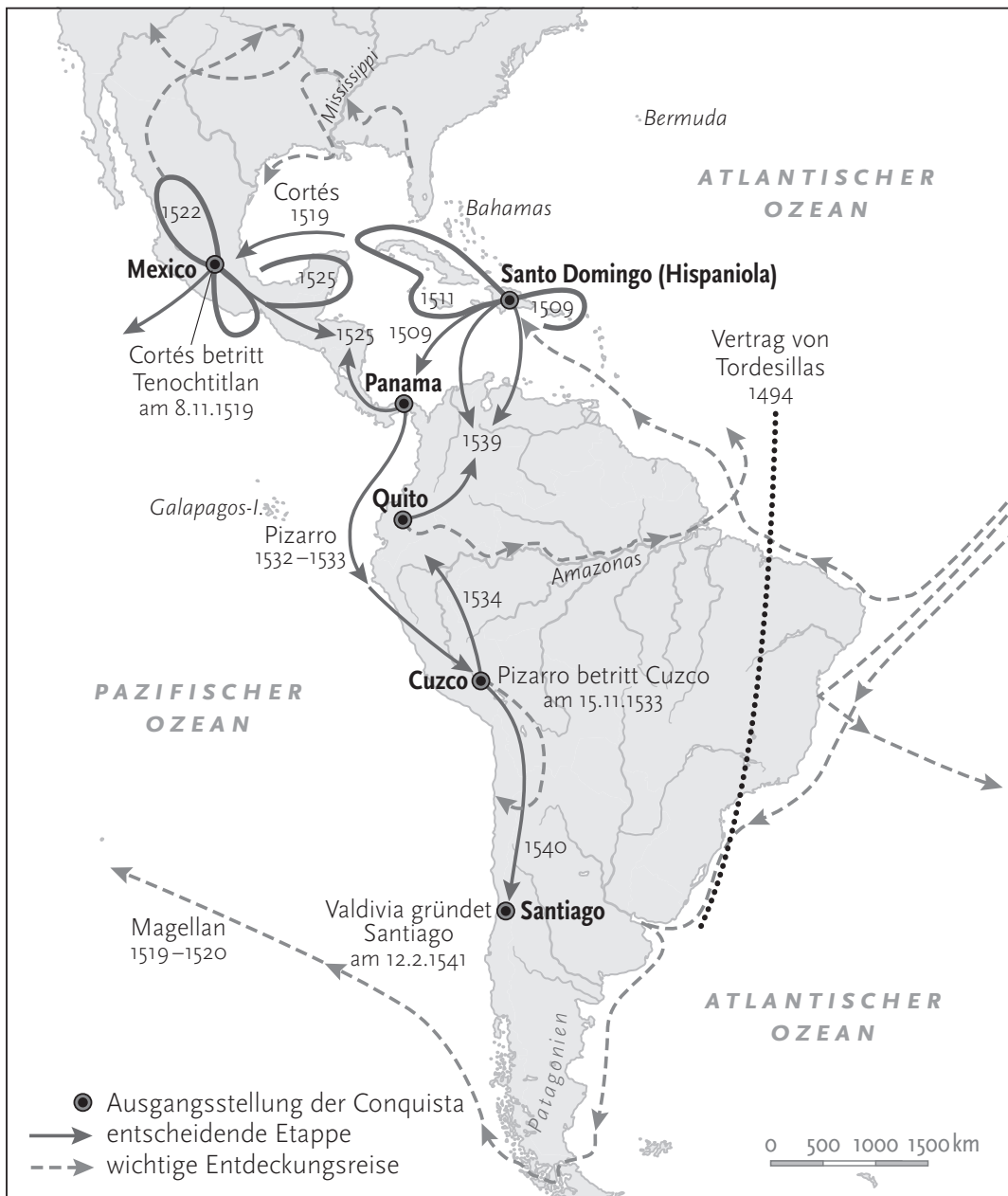
wesen war, attraktiver war und dass sich die Neuen Christen, d. h. die zur Konversion genötigten Juden Portugals, nie wirklich vor der Inquisition sicher fühlen konnten, so dass sie mit entsprechenden Investitionen sehr vorsichtig waren.⁸⁰ All das war längst sichtbar, bevor in den 1590er Jahren erste englische und niederländische Flotten die Kap-Route nach Indien benutzten. Auch danach hatten viele Verluste von portugiesischen Handelsstützpunkten in Asien nichts mit der stärker werdenden niederländischen Militärpräsenz zu tun.⁸¹

Insgesamt könnte sich hier der von Max Weber geprägte Begriff des «Beutekapitalismus» aufdrängen, bei dem sich «auf der Grundlage direkter Gewalt und Zwangsarbeit (...) im allgemeinen zu allen Zeiten die weitaus größten Gewinnchancen» boten.⁸² Allerdings ließen sich diese Gewinnchancen, anders als von Weber in polemischer Opposition zum rationalen modernen Kapitalismus suggeriert, durchaus kalkulieren, gerade weil die Ungewissheit einer Preisbildung über Märkte weitestgehend ausgeschaltet war. Wolfgang Reinhard berechnet anhand eines in den Quellen überlieferten Beispiels aus den späten 1550er Jahren einen Gewinn von 152 Prozent, wobei in die Kalkulation auch der Verlust eines von fünf Schiffen eingegangen ist. Und er weist nachdrücklich darauf hin, dass ein solcher Gewinn typischerweise nicht in die staatlichen Kassen geflossen sei, aus denen die infrastrukturellen Kosten des portugiesischen Ausgreifens nach Asien bestritten worden seien.⁸³ Langfristig war, so könnte man deshalb schließen, der portugiesische Kronkapitalismus zumindest für die Krone ein Verlustgeschäft. Eine solche Einschätzung ist indessen nicht unumstritten. Sanjay Subrahmanyam und Luis Filipe F. R. Thomas insistieren darauf, dass bis zur Herausforderung durch die niederländische und englische Konkurrenz das portugiesische Reich in Asien sich sowohl für die Krone als auch für private Investoren bezahlt gemacht habe.⁸⁴ Sie widersprechen damit einer von ihnen als teleologisch verstandenen Sichtweise, der zufolge das portugiesische Engagement dem niederländischen von vorneherein unterlegen gewesen sei, da es weniger rational nicht allein an der Maximierung von Profiten ausgerichtet gewesen sei.

3. Kolonien statt Handelsstützpunkte: Spanien und Portugal auf dem amerikanischen Kontinent (16. und erste Hälfte des 17. Jahrhunderts)

Bekanntlich galt die Entdeckungsfahrt des Kolumbus 1492 einer westlichen Verbindung nach Süd- und Ostasien, ein Projekt, für das er nur mit Mühe und dank der Unterstützung vor allem genuesischer Finanziere den Auftrag der spanischen Krone erhalten hatte.⁸⁵ Dabei war seine berühmte *capitulacion de Santa Fe* typisch für Vereinbarungen zwischen der spanischen Krone und den von ihr beauftragten, aber nicht finanzierten Entdeckern: Sie «gewährte Kolumbus' Forderungen nach den vererbaren Titeln eines Admirals, Vizekönigs und Generalgouverneurs des «mar de océano» und aller von ihm zu entdeckenden Inseln und Festlandgebiete sowie 10 Prozent der Gewinne aus eventuellen Schätzen und Handelsgütern».⁸⁶ Die lediglich legitimierend tätige Krone ihrerseits hatte in der Regel Anspruch auf ein Fünftel, einen Anteil, den ihr die Konquistadoren schon deshalb nicht verweigern wollten, weil erst diese Abgabe das legitime Beutemachen vom schlichten Raub unterschied. Wo diese Beuteökonomie den Lebensunterhalt vor allem der einfachen Teilnehmer an der *conquista* nicht zu sichern vermochte, waren diese auf die Gnadenökonomie des Bittgesuchs an den Monarchen verwiesen.⁸⁷ Das war nicht selten. Denn, so konstatierte schon Adam Smith, «die Länder, die Kolumbus auf dieser oder auf seinen späteren Reisen entdeckte, hatten mit den von ihm gesuchten nichts zu tun. Anstelle des Reichtums, der hohen Bodenkultur und der Bevölkerungsdichte Chinas und Indiens fand er auf St. Domingo und in den anderen Teilen der Neuen Welt, die er besucht hat, nichts anderes als ein Land, das, gänzlich bewaldet und unerschlossen, nur von einigen Stämmen nackter und elender Wilder bewohnt war.»⁸⁸

Kolumbus' Enttäuschung, statt der Reichtümer des Ostens auf den Inseln der Bahamas, auf Kuba und Haiti in erster Linie auf Indigene gestoßen zu sein, mag durch das Auftauchen von goldenen Schmuckstücken auf Hispaniola zunächst ein wenig gemildert worden sein. Es spielte jedenfalls nicht nur für die zeitgenössische Kolumbus-Begeisterung eine wichtige Rolle: «Er sagt», so hieß es schon in einem Bericht des Jahres 1493, «daß er



Karte 3: Die Conquista

wunderbare Dinge gefunden hat, und zum Beweis dafür, daß es Minen gibt in diesen Regionen, hat er Gold mitgebracht.»⁸⁹ Auch wenn es bis zur Erschließung ergiebiger Minen in der Neuen Welt noch ein halbes Jahrhundert dauern sollte, schlugen die spanischen Konquistadoren von Beginn an einen ganz anderen Weg ein als wenig später die Portugiesen mit ihrer Begründung von Handelsstützpunkten an den Küsten Südasiens. Schon die zweite von Kolumbus geleitete Expedition machte mit ihren 17 Schiffen und einer Besatzung von mehr als 1200 Mann, darunter neben

Soldaten auch Handwerker und Landarbeiter, klar, dass neben der weiteren Erkundung der Karibik Eroberung und Besiedlung die Absicht war.⁹⁰ Denn der Erlös aus dem Verkauf von 300 Sklaven, die Kolumbus 1495 als Resultat einer Strafexpedition im heutigen Haiti nach Sevilla hatte bringen lassen, reichte bei weitem nicht zur Finanzierung der aufwändigen Atlantikreisen aus.⁹¹

Auch auf dem südamerikanischen Festland folgte einer ersten Phase der Eroberungen und Plünderungen eine solche der Besiedlung und Ausbeutung. Die militärischen Erfolge eines Hernan Cortés oder Francisco Pizarro gegen die traditionsreichen und mächtigen Reiche der Azteken und Inkas sind oft zu Heldentaten genialer Heerführer überhöht worden, die mit ihren wenigen Gefolgsleuten indigene Riesenarmeen bezwungen hätten.⁹² Bei der Suche nach den Gründen für diese ganz unwahrscheinlichen Ereignisse sind häufig *guns, germs, and steel* angeführt worden, um den Titel des Bestsellers von Jared Diamond zu zitieren.⁹³ Und weder die waffentechnische Überlegenheit der spanischen Soldaten noch ihre weit höhere Mobilität aufgrund des Einsatzes von Pferden sind in Frage zu stellen. Auch kann man die Verwundbarkeit der indigenen Bevölkerung durch die von den spanischen Eroberern eingeschleppten Seuchen kaum überschätzen. Die Bevölkerung von Tenotichlán etwa wurde gerade in dem Moment Opfer der Pocken, als Cortés die abschließende Belagerung der Stadt vorbereitete. Aber letztlich waren die demographischen Konsequenzen der eingeschleppten Seuchen primär mittel- und langfristiger Natur, während die Erfolge gegen die Azteken und Inkas ohne die Unterstützung der spanischen Eroberer durch einheimische Militärverbände völlig unvorstellbar sind.⁹⁴ Cortés, der im April 1519 mit etwa 600 Mann an der mexikanischen Küste an Land gegangen war, marschierte schließlich mit 200 000 Mann auf die von den Spaniern bestaunte Hauptstadt des Aztekenreiches zu.⁹⁵ Die dazu nötigen Allianzen hatte er gleichfalls nicht ohne indigene Hilfe schmieden können, schließlich fehlten zunächst mit dem Verständnis der einheimischen Sprache und Kultur auch die Voraussetzungen zur Manipulation der unverzichtbaren Verbündeten.⁹⁶

Mittel- und langfristig aber waren wie gesagt die Folgen der von den Europäern importierten Grippe, der Pocken und Masern etc. von zentraler Bedeutung. Aktuelle Schätzungen gehen davon aus, dass im Verlauf des 16. Jahrhunderts die Zahl der indigenen Bewohner, die ja über keiner-

lei Immunität gegen die für sie neuen Krankheiten verfügten, um mehr als 90 Prozent zurückging.⁹⁷ Diese Seite des *columbian exchange* war also schlechterdings verheerend. Dagegen profitierten Europa, Asien und Afrika von der Übernahme der in der Neuen Welt vorgefundenen Kartoffeln und Bohnen, von Maniok und Süßkartoffeln, Mais und Erdnüssen, Tabak und Kakao ebenso wie umgekehrt die Neue Welt von der Einführung von Weizen, Roggen, Gerste, Reis, Kaffee oder Zucker.⁹⁸

Ab der Mitte der 1530er Jahre wurde in Mexiko, ab den frühen 1540er Jahren auch in Peru ein spanisches Vizekönigtum eingerichtet. Das massenhafte Sterben der einheimischen Bevölkerung gab den Rahmen vor, innerhalb dessen diese Vizekönigtümer versuchen konnten, die Kolonien im Interesse des Mutterlandes auszubeuten.⁹⁹ Denn zwar zog es bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts weit mehr Spanier (437 000) und Portugiesen (100 000) in die Neue Welt, als in diesem Zeitraum sich Europäer in Süd- und Südostasien ansiedelten. Doch zeigten sie oft wenig Interesse an der harten körperlichen Arbeit in den Bergwerken und der Landwirtschaft.¹⁰⁰ Das aber waren die beiden Wirtschaftsbereiche, in denen Gewinne zu erzielen waren, wobei die Expansion der Landwirtschaft nicht zuletzt von der Nachfrage der großen Bergbaustädte nach Lebensmitteln getrieben war.

Beide Bereiche basierten in erheblichem Umfang auf unfreier Arbeit. So übertraf in den spanischen Vizekönigtümern die Zahl der aus Afrika verschleppten Sklaven schon um 1560 die der aus Spanien stammenden Bewohner. Im von den Portugiesen beherrschten Brasilien lag der Anteil noch höher.¹⁰¹ In den spanischen Festlandskolonien fanden die Sklaven vor allem in den Städten, wo sie in der Regel die Bevölkerungsmehrheit stellten, Beschäftigung und übten dort qualifizierte handwerkliche Tätigkeiten ebenso aus wie an- oder ungelernete Arbeit.¹⁰² Auch gab es hier eine Gruppe freier Menschen afrikanischer Herkunft, und die Chance auf Freilassung war deutlich höher als bei Sklaven, die in Bergwerken oder auf Plantagen eingesetzt wurden. Letztere waren das wichtigste Einsatzgebiet auf den Inseln der Karibik und im portugiesischen Brasilien, von deren Zuckerplantagen wie vom hauptsächlich in portugiesischer Hand liegenden Sklavenhandel später noch die Rede sein muss.¹⁰³ Opfer von Versuchen der Versklavung war zunächst auch die einheimische Bevölkerung, und das in Regionen wie dem südbrasilianischen Hinterland bis ins

späte 17. Jahrhundert hinein in erheblichem Umfang und mit großer Bedeutung für die dortige Agrarwirtschaft.¹⁰⁴ Angesichts der extremen Sterblichkeit der Indigenen wichen die europäischen Kolonisatoren jedoch in den meisten Regionen bald auf andere Formen der unfreien Arbeit aus. Dabei spielten die in den zeitgenössischen Diskussionen anzutreffenden Distinktionen zwischen Indianern und Afrikanern durchaus eine Rolle, galten doch z. B. Bartolomé de las Casas Indianer als ungleich zivilisierter. Die Spannung zwischen der auch von der spanischen Krone geteilten Kritik an der schlechten Behandlung der indigenen Bevölkerung und der gezielt forcierten Ausbeutung der Edelmetallvorkommen ließ sich so allerdings nicht auflösen.¹⁰⁵

Dabei knüpften die Formen unfreier Arbeit bewusst an Strukturen und Traditionen aus vorkolonialer Zeit an.¹⁰⁶ Das galt selbst für die berüchtigte *mita*, die nicht nur in den 4000 Meter hoch gelegenen Silberbergwerken des peruanischen (heute bolivianischen) Potosi eingesetzt wurde. Grundsätzlich gehörte es zu den Verpflichtungen aller auf dem Land einer Gemeinde lebenden Haushalte, Tribut zu zahlen und darüber hinaus Arbeitsdienste zu leisten.¹⁰⁷ Daran knüpfte etwa der peruanische Vizekönig Francisco de Toledo an, als er zu Beginn der 1570er Jahre daran ging, zum einen den Einfluss der Krone gegenüber lokal und regional einflussreichen Spaniern stärker durchzusetzen und zum anderen den Output der Silberminen von Potosi zu erhöhen, die in ihrer Blütezeit für etwa 90 Prozent der peruanischen Silberproduktion verantwortlich waren. Um sein erstes Ziel zu erreichen, setzte er die allgemeine Abgabepflicht an die spanische Krone durch; zuvor hatten die Gemeinden ihre Zahlungen – in Geld, Waren oder Arbeitsdiensten – an einen spanischen *encomendero* geleistet, der mit einer *encomienda* ursprünglich für seine Beteiligung an der *conquista* hatte belohnt werden sollen.¹⁰⁸ Sein zweites Ziel versuchte er durch technische Modernisierung (den Einsatz von Quecksilber, um das Silber aus dem Erz zu lösen) zu erreichen, vor allem aber durch den Rückgriff auf ein System der Zwangsarbeit, die jeweils ein Teil der tributpflichtigen Männer im Alter zwischen 18 und 50 Jahren für jeweils ein Jahr ableisten sollte. Konkret waren dies in jedem Jahr zwischen 13 und 17 Prozent der tributpflichtigen Männer aus den 16 Hochlandprovinzen der Umgegend.¹⁰⁹ Anfang der 1570er Jahre waren es 13 500 Indigene, die in drei Gruppen aufgeteilt wurden und in einem Rhythmus von einer Arbeitswoche im

Bergwerk und zwei Erholungswochen rotierten. Das extreme Klima und die Schwere der Arbeit hätten als Rechtfertigung einer solchen Regelung sicherlich ausgereicht, doch spricht vieles dafür, dass die *mitayos* während ihrer «freien» Wochen als Lohnarbeiter im selben Betrieb weiterarbeiteten.¹¹⁰

Auf den ersten Blick scheint es plausibel, wenn Acemoglu und Robinson die beschriebenen Institutionen als Mittel interpretieren, «den Lebensstandard der indigenen Bevölkerung auf das Existenzminimum zu senken und alle darüber hinausgehenden Einkünfte den Spaniern zuzuführen». Der damit verbundene Vorwurf, sie hätten «Lateinamerika auch zum ungleichsten Kontinent der Welt gemacht und einen Großteil seines wirtschaftlichen Potentials geschwächt», setzt dann allerdings voraus, diese Institutionen hätten in den folgenden Jahrhunderten keinerlei Veränderung erfahren.¹¹¹ Aber schon die Beschreibung dieser Institutionen selbst führt an wichtigen Punkten in die Irre. Zwar lagen die Löhne der *mitayos* deutlich unter denen der freien Lohnarbeiter, aber nach Einschätzung quantifizierend arbeitender Wirtschaftshistoriker deutlich über dem Subsistenzniveau. Vor allem aber gehörten die nominalen (Silber-)Löhne der freien Lohnarbeiter in Potosi im späten 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu den höchsten in der ganzen Welt und entsprachen dem Drei- bis Sechsfachen eines das Subsistenzniveau abbildenden Warenkorbs.¹¹² Wenn also die *mitayos* in zwei von drei Wochen als freie Lohnarbeiter tätig waren, hatten sie Anteil an diesen vergleichsweise hohen Löhnen, welche die hochprofitablen Minen zahlen konnten und angesichts des generellen Arbeitskräftemangels wohl auch zahlen mussten. Und schließlich waren schon als Folge der angesprochenen Rotation selbst in Potosi die freien Lohnarbeiter stets in der Mehrzahl; in den mexikanischen Bergwerken dominierten sie ohnehin zahlenmäßig.¹¹³ Außerdem lag trotz massiver staatlicher Regulierung der Arbeitsverhältnisse die Leitung der Bergwerke in der Hand von Privatunternehmern, die an die Krone als Eigentümerin des Bergregals Steuern zahlten.¹¹⁴

Am Zwangscharakter der *mita* ändert all das nichts. Viele Betroffene gaben ihren Kommentar dazu ab, indem sie die dem System unterworfenen Provinzen verließen.¹¹⁵ Zusammen mit anderen Landarbeitern bildeten sie dann häufig das schmale Arbeitskräftereservoir, auf dem die zunehmend in spanischer Hand befindlichen Landgüter hauptsächlich

aufzuchten. Dass sie die Arbeit auf einer *hacienda* der Zwangsarbeit im Bergwerk vorzogen, sagt zunächst viel über die Zumutungen der Letzteren. Die Arbeitsbedingungen in der Landwirtschaft aber fanden nicht zuletzt dadurch ein Regulativ, dass die grundsätzlich knappen Arbeitskräfte die *hacienda* leicht verlassen konnten.¹¹⁶ Schließlich beschränkte sich der unmittelbare spanische (oder portugiesische) Zugriff während der ganzen Kolonialzeit größtenteils auf die Küstenregionen, während das Innere des Kontinents von der indigenen Bevölkerung kontrolliert wurde.¹¹⁷ In den Übergangszonen wurden dieser allerdings zunehmend alternative Optionen entzogen: «Während sich zu Beginn der Kolonialzeit, abgesehen von Inseln spanischen Landbesitzes um die Städte, das Land ziemlich geschlossen in der Hand der Indianer befand, zeigen Karten des 18. Jahrhunderts ein bunteres Bild; spanische Haciendas und Landbesitz indianischer Siedlungen wechseln sich in Gemengelage ab.»¹¹⁸ Private Eigentumsrechte an Grund und Boden verdrängten hier wie in anderen Weltregionen die überkommenen, nicht selten sehr partikularistischen Strukturen, die sich zumeist durch ein starkes gemeindliches Element auszeichneten, ohne schon eine starke rechtliche Absicherung oder gar eine Erfassung in Katastern zu erfahren.¹¹⁹ Dennoch zwang die Entwicklung einen Großteil der indigenen Bevölkerung auf einen Arbeitsmarkt, der gerade im Bereich der Landwirtschaft von Abhängigkeitsstrukturen überformt war. Das nahm der Großlandwirtschaft aber nicht ihren agrarkapitalistischen Charakter, der in den entsprechenden Investitionen städtischer Kaufleute ebenso zum Ausdruck kam wie in der Ausrichtung an den Bedürfnissen der städtischen Lebensmittelmärkte.

Diese Verbindung von Handels- und Agrarkapitalismus im Rahmen einer hochgradig monetarisierten Wirtschaft kann letztlich nicht überraschen. Allerdings ist der Befund einer hochgradigen Monetarisierung auf die kleine Elite der Bergwerksbesitzer, der Großkaufleute und der Großgrundbesitzer einzuschränken. Denn ansonsten herrschte Bargeldknappheit, weil Edelmetalle gehortet wurden, um bei Ankunft der Kriegsschiffe aus Sevilla oder Lissabon unverzüglich verladen oder für den Ankauf der von ihnen mitgeführten europäischen Waren eingesetzt werden zu können.¹²⁰ Das lenkt den Blick zurück auf die Edelmetallproduktion, die nicht ohne Grund das Bild der spanischen Wirtschaft in der Neuen Welt so eindeutig dominiert. Auch wenn ein Eroberer wie Pizarro offen eingestand,

dass ihn die Gier nach Gold und nicht die Missionierung der Indigenen antrieb, war wirtschaftlich die Silberproduktion bald wichtiger als die von Gold.¹²¹ Das hing mit den jeweiligen Vorkommen in der Neuen Welt ebenso zusammen wie mit der starken asiatischen Nachfrage nach Silber; diese rührte auch daher, dass Silber in China in der einen oder anderen Form als Zahlungsmittel fungierte.¹²² Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts kam die große asiatische Nachfrage unmittelbar darin zum Ausdruck, dass Silber im Verhältnis zu Gold in Europa deutlich billiger war als in Asien, schon mit der Preisdifferenz also gute Geschäfte zu machen waren.¹²³

Die Dynamik der frühneuzeitlichen Silberproduktion lässt sich vielleicht am besten an einigen wenigen Zahlen ablesen. Der mitteleuropäische Silberboom, bei dem die Augsburger Fugger lange eine wichtige Rolle spielten und der die bereits erwähnte Expansion des Asienhandels ermöglichte, reichte von den 1460er bis in die 1540er Jahre. Auf seinem Höhepunkt belief sich die mitteleuropäische Jahresproduktion auf etwa 50 Tonnen und lag damit bis in die 1540er Jahre hinein über den spanischen Silberimporten aus der Neuen Welt.¹²⁴ Letztere stiegen danach rasch an und beliefen sich im frühen 17. Jahrhundert auf 280 bis 300 Tonnen; damit lagen sie deutlich über dem zu dieser Zeit erreichten japanischen Jahresmaximum von 130 bis 160 Tonnen.¹²⁵ Im Verlauf des Jahrhunderts verdoppelte sich die jährliche Produktionsmenge in der Neuen Welt erneut, um im 18. Jahrhundert eine Vervierfachung zu erleben, bei der nun die mexikanischen Minen weit stärker als die peruanischen expandierten. Insgesamt wird der Anteil der spanischen Kolonien in der Neuen Welt an der frühneuzeitlichen Silberproduktion auf 75 bis 80 Prozent geschätzt.¹²⁶

Bis ins ausgehende 18. Jahrhundert gelangte der Großteil dieser ungeheuren Mengen an Edelmetallen nach Spanien, zunächst in der Regel nach Sevilla, dann zumeist nach Cádiz; der verbreitete Schmuggel und die immer stärker um sich greifende Umgehung der Importregistrierung in den spanischen Häfen beschränken allerdings die Aussagekraft aller Statistiken.¹²⁷ So populär die Geschichten von Freibeutern und Piraten, welche die spanischen Schiffe um ihre Schätze zu bringen suchten, bis in die Gegenwart geblieben sind, hielten sich die ihnen zuzuschreibenden Verluste insgesamt in Grenzen, trotz spektakulärer Einzelaktionen. Dazu trug maßgeblich bei, dass seit der Mitte des 16. Jahrhunderts große geschlossene Flottenverbände über den Atlantik segelten. Dabei trennten sich

lange Zeit die nach Peru gehende *tierra-firme*-Flotte und die nach Mexiko gehende *flota* erst in der Karibik und fanden dort auch zur gefährlicheren Rückfahrt wieder zusammen. Im Boomjahr 1608 kamen so mehr als 200 Schiffe zusammen, aber auch sonst war um 1600 die Tonnage des Atlantikhandels bis zu doppelt so hoch wie die des Mittelmeerhandels.¹²⁸ Nur ein Teil der so nach Spanien gelangenden Edelmetallmengen gehörte indessen der spanischen Krone, und dieser zunächst ansehnliche Teil war stark rückläufig. Im ausgehenden 18. Jahrhundert mag er unter fünfzehn Prozent gelegen haben.¹²⁹ Von daher trifft die gängige und oft mit moralischem Unterton eingeführte Feststellung, das spanische Königreich habe die Schätze der Neuen Welt direkt oder indirekt für die Militärkosten seines Großmachtstrebens – also gleichsam unökonomisch – verwandt, nur auf einen stetig kleiner werdenden Teil der aus Mexiko und Peru transferierten Edelmetalle zu.¹³⁰

Andererseits blieb die Handelsbilanz zwischen dem spanischen Mutterland und seinen Kolonien in der Neuen Welt insofern einseitig, als Edelmetalle stets den Löwenanteil der Exporte aus Peru und Mexiko bildeten – Wolfgang Reinhard veranschlagt den Anteil für die Zeit von 1531 bis 1700 auf 90 bis 99 Prozent und für das dritte Viertel des 18. Jahrhunderts immer noch auf mehr als 75 Prozent. Daher müssen die Bewohner der Neuen Welt beträchtliche Gegenleistungen erhalten haben.¹³¹ Das wird auch unterstrichen durch Dennis Flynns plastische Beschreibung der transpazifischen Verbindung zwischen Mexiko und China über die seit 1564 spanischen Philippinen, bei der amerikanisches Silber gegen chinesische Seide getauscht wurde.¹³² Und so wie die zwischen Acapulco und Manila verkehrenden Galeonen ihren riesigen Stauraum vor allem für die Rückfahrt nach Mexiko brauchten, so war auch die für den Verkehr von Mexiko und Peru nach Spanien benötigte Transportkapazität weit geringer als in entgegengesetzter Richtung. Kamen die kräftigen Nachfrageimpulse aus der Neuen Welt gen Osten vor allem der chinesischen Seidenproduktion zugute, so gen Westen den gewerblichen Produzenten westeuropäischer Länder.¹³³ Denn das spanischen Untertanen vorbehalten Privileg des Atlantikhandels stand nur auf dem Papier. Die in Sevilla und Cádiz zahlreichen Kaufleute aus den Niederlanden und Frankreich, aus England und Portugal, Italien oder Deutschland mussten zwar ihre Naturalisierung beantragen, nahmen ansonsten aber unbeschränkt am

Handel teil.¹³⁴ Und der erstreckte sich eben vor allem auf Gewerbeerzeugnisse, da sich die Neue Welt mit Lebensmitteln selbst zu versorgen verstand.

Die im Verlauf der Frühen Neuzeit immer stärker werdenden Nachfrageimpulse aus der Neuen Welt kamen sogar in erster Linie der gewerblichen Entwicklung in Nordwesteuropa und nicht auf der Iberischen Halbinsel zugute. Das war schon Adam Smith bewusst. Mit Blick auf die Nachfrage der spanischen und portugiesischen Kolonien nach Leinen, die er auf jährlich über drei Millionen Pfund Sterling veranschlagte, meinte er: «Dieser enorme Bedarf wird aber fast gänzlich von Frankreich, Flandern, Holland und Deutschland gedeckt, während Spanien und Portugal nur einen kleinen Teil der Waren liefern.»¹³⁵ Dieser Gesamteindruck ist seither auch über die Leinenproduktion, den wohl wichtigsten Einzelsektor der frühneuzeitlichen Protoindustrie, hinaus vielfach bestätigt worden. Die gleichwohl vielfältigen Protoindustrien boten dem Handelskapital in einer Vielzahl europäischer Regionen die Möglichkeit, von der gewerblichen (Neben-)Tätigkeit agrarischer Produzenten zu profitieren, ohne selbst in Produktionsanlagen oder -standorte zu investieren. Denn die Produktionsmittel verblieben in aller Regel im Besitz der gewerblichen Produzenten, die von kargen Böden und knappen Flächen zu heimgewerblicher Nebentätigkeit gezwungen wurden. Sie waren von den Kaufleuten als Abnehmern ihrer Produkte und in manchen Bereichen auch als Rohstofflieferanten abhängig.¹³⁶

Einer Aufstellung aus dem Jahre 1686 zufolge stammten die Güter, die der *flota* nach Mexiko mitgegeben wurden, zu fast 40 Prozent aus Frankreich, zu jeweils rund 15 Prozent aus Genua und England und zu zusammen mehr als 20 Prozent aus den Niederlanden und Flandern. Dann erst folgte Spanien, dicht gefolgt von Hamburg, ein Ortsname, der wie Klaus Weber in einer eindrucksvollen Untersuchung gezeigt hat, eher als Kürzel für Händlernetze zu verstehen ist, die tief in die protoindustriell geprägten Regionen des deutschen Westens und Südwestens hinein reichten.¹³⁷ Textilien bildeten die wichtigste Produktgruppe mit den erwartbaren Akzenten auf italienischer bzw. spanischer Seide, englischer Wolle und deutschem Leinen.¹³⁸ In der Nachfrage der Neuen Welt kam ein bemerkenswerter Wohlstand zum Ausdruck, an dem die in Mexiko oder Peru ansässigen Eliten weit stärkeren Anteil hatten als die gleichwohl relativ

gut bezahlten Arbeiter in den Silberminen.¹³⁹ Ob das zur Schwächung der einheimischen Gewerbe wie etwa der mexikanischen Wollproduktion beigetragen hat, bleibt zu sehen. Die Exportgüter, die dann im 18. Jahrhundert neben den Edelmetallen wichtiger wurden, waren oft Rohstoffe wie Farbstoffe, Häute oder Hölzer. Sie trugen dazu bei, dass der Atlantikhandel in Richtung Europa sich von einem Handel mit vornehmlich sehr teuren und kleinvolumigen Gütern in Richtung billigerer und großvolumigerer Produkte entwickelte.¹⁴⁰

Eine Pionierrolle hatte hier der Zucker gespielt, dessen Anbau schon Kolumbus attraktiv erschienen war. Von seiner zweiten Amerikareise brachte er Rohrzucker aus Madeira mit, wo seit Langem Zucker produziert wurde. Hispaniola wurde dann zum wichtigsten spanischen Produktionsort, von wo in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis zu 100 000 *arrobas* pro Jahr nach Sevilla verschifft wurden.¹⁴¹ Da eine *arroba* 11,5 Kilogramm entsprach, war das eine beträchtliche Menge, die nach dem Massensterben der indigenen Bevölkerung der Insel vor allem mit der Arbeit von afrikanischen Sklaven produziert wurde.¹⁴² Um 1550 entsprach die Menge in etwa 80 Prozent der nach Europa gelangenden Produktion der Karibik insgesamt, zu der ansonsten auch Kuba, Puerto Rico und Jamaika früh in bescheidenem Umfang beitrugen.¹⁴³ Der spanische Staat unterstützte den Aufbau einer Zuckerindustrie vergleichsweise massiv, sei es durch Darlehen für die Unternehmensgründer oder durch Ausnahmeregelungen bei sonst dem Mutterland vorbehaltenen Fertigungsprozessen wie dem Schmelzen von Metallen, das für die Herstellung der unverzichtbaren Kessel notwendig war. Dennoch war das Handelskapital (u. a. aus Genua) sowohl als Direktinvestor wie als Kreditgeber von Beginn an dominant. Und dass Kredite Abhängigkeiten begründen konnten, zeigte sich nicht zuletzt beim Sklavenhandel selbst. Denn für ihre Sklaven zahlten die oft wenig liquiden Pflanzer vorzugsweise mit Zucker und gaben so den Kaufleuten zusätzlichen Einfluss auf die Preisbildung.

Wenn es schon für Hispaniola im 16. Jahrhundert angemessen erscheint, von einer veritablen Zuckerindustrie zu sprechen, dann liegt das zum einen an der Größe der Betriebe, die im Durchschnitt 100 Sklaven beschäftigten, und zum andern an deren technischer Ausstattung. Neben den für die Weiterverarbeitung des Saftes benötigten Kesseln kamen hier auch früh senkrechte Metallzylinder zum Einsatz, die meist mit Wasser-

kraft betrieben wurden und mit deren Hilfe das Zuckerrohr weit effektiver ausgepresst werden konnte als mit den älteren Holzpressen.¹⁴⁴ Von diesem für die Zuckergewinnung unverzichtbaren Maschineneinsatz ließ sich zwar das Anpflanzen von Zuckerrohr betrieblich und organisatorisch trennen. Und mancherorts wurde eine solche Trennung auch praktiziert.¹⁴⁵ Da aber Zuckerrohr nach dem Schneiden binnen 48 Stunden verarbeitet werden muss, um ein Austrocknen zu vermeiden, blieben beide Arbeitsschritte eng aufeinander verwiesen und die agrarische Seite der Zuckergewinnung auf das engste mit der industriellen verbunden.¹⁴⁶ Abhängig vom Handelskapital waren beide Seiten gleichermaßen.

In ihrer Kapitalschwäche hat Stuart Schwartz dann auch das prägende Element der portugiesischen Zuckerindustrie in Brasilien ausgemacht.¹⁴⁷ Zu ihrem Aufbau brachte Portugal reiche Erfahrungen mit, hatte es doch bereits im 15. Jahrhundert auf Madeira den Zuckeranbau eingeführt und dabei die im Mittelmeerraum verbreiteten Technologien zum Einsatz gebracht. Afrikanische Sklaven spielten dabei zunächst nur eine untergeordnete Rolle.¹⁴⁸ Das änderte sich erst, als der Zucker auf der im Golf von Guinea gelegenen Insel Sao Tomé Einzug hielt, auf der in den 1550er Jahren dann bereits 5000 bis 6000 afrikanische Sklaven auf etwa 60 Plantagen arbeiteten, die auf eine Jahresproduktion von mehr als 2000 Tonnen kamen. Die Versklavung der dorthin Verschleppten stand einerseits in einer in Afrika weit zurückreichenden Tradition der Versklavung nicht nur von Kriegsgefangenen. Andererseits jedoch markierte ihr Einsatz als Zwangsarbeiter in der Agrarindustrie einen tiefen Einschnitt gegenüber der sonst meist häuslichen Verwendung von Sklaven.¹⁴⁹

Zudem wurde Sao Tomé zu einem frühen Zentrum des Sklavenhandels, von dem aus portugiesische Händler Menschen in die Neue Welt verbrachten. Dies war ein durchaus schwieriges Geschäft. Da der innerafrikanische Sklavenhandel fest in afrikanischer Hand lag, verbrachten europäische Händler oft Monate in küstennahen Gebieten, um ihre kostbare «Fracht» zusammenzubekommen. Deren Wert machte zwei Drittel des zu investierenden Kapitals aus, während Schiff und Besatzung nur für etwa ein Drittel verantwortlich waren, obschon die Schiffe aus Sicherheitsgründen besonders stark bemannt waren.¹⁵⁰ Immerhin soll es bei jedem zehnten Transport zu Aufständen an Bord gekommen sein.¹⁵¹ Obwohl die Sklavenhändler ein starkes Interesse daran hatten, ihre Gefange-

nen gesund an den Zielort zu bringen, war die Sterblichkeit enorm hoch. Ihre Gewinne konnten also beträchtlich sein, sicher waren sie nicht, zumal die Kreditwürdigkeit der Käufer für die Händler nur bedingt einzuschätzen war.

Reiche Erfahrung mit der Zuckerindustrie, die insbesondere Siedler aus Madeira mitbrachten, traf auf ideale Voraussetzungen, als die portugiesische Ostindienflotte im Jahr 1500 auf die brasilianische Küste stieß.¹⁵² Die bald näher erkundeten Gebiete lagen östlich der einige Jahre zuvor im Vertrag von Tordesillas fixierten Grenze zwischen einer spanischen und einer portugiesischen Einflusszone. Daher waren die portugiesischen Ansprüche rechtlich abgesichert. Schwer durchzusetzen waren sie dennoch, weil zum einen die politischen Strukturen lange fluide blieben und zum andern der Widerstand der indigenen Bevölkerung die Errichtung von Plantagen vielerorts unmöglich machte.¹⁵³ Ohnehin blieben die portugiesischen Kolonisten in sehr viel stärkerem Maße auf die Küste konzentriert als die deutlich zahlreicheren spanischen Siedler, deren landwirtschaftliche Interessen sie die Erschließung des Hinterlands angehen ließen.¹⁵⁴

So konzentrierte sich die Zuckerindustrie ab den 1530er Jahren sehr stark im Nordosten Brasiliens, wengleich auch andere Bereiche des Küstenlandes sich aufgrund des Klimas, der Bodenbeschaffenheit, der Wasserversorgung und der Nähe von Wäldern, deren Brennholz benötigt wurde, gut für den Aufbau einer Zuckerindustrie eigneten. Im Nordosten stützte sich die Produktion bis weit ins 16. Jahrhundert vor allem auf indigene Arbeitskräfte. Diese trugen damit maßgeblich eine erste, von steigenden europäischen Zuckerpreisen stimulierte Expansionsphase, die bis ins zweite Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts andauerte. Die Jahresproduktion betrug um 1610 stattliche 10 000 Tonnen, und eine zeitgenössische Schätzung geht für dieses Jahr von Gesamteinnahmen in Höhe von etwa einer Million *cruzados* aus, die je zur Hälfte an die Krone und an Private gegangen sein sollen. Damit übertrafen die Einnahmen die Kosten für die Kolonie um etwa 50 Prozent. Die bereits angesprochene Schwerpunktverlagerung portugiesischen Engagements aus Asien nach Südamerika wird auch dadurch verständlich. Aus dem seltenen Fall einer Kolonie, die sich für die Metropole wirtschaftlich auszahlte, kann indessen nicht auf die Rentabilität der Einzelbetriebe geschlossen werden. Der schon erwähnten Kapitalschwäche entsprach vielmehr der häufige Wechsel der Eigentümer. Er-

träge von zehn bis fünfzehn Prozent galten als sehr gut, typischer waren solche zwischen fünf und zehn Prozent.¹⁵⁵ Zugute kamen sie zu erheblichen Teilen Investoren, die gar nicht vor Ort ansässig waren.¹⁵⁶

Trotzdem wird man bis ins zweite Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts hinein von einer Blüte der brasilianischen Zuckerindustrie sprechen können. Deren besonders begehrter weißer Zucker war in Europa stark nachgefragt, und ihre Produkte gingen fast zur Hälfte durch die Hände niederländischer Kaufleute.¹⁵⁷ In immer höherem Maße basierte diese Industrie auf dem Einsatz von Sklavenarbeit. Mit Abstand wichtigste Herkunftsregion dieser unfreien Arbeitskräfte war das heutige Angola. Es erfolgte also an der Metropole vorbei ein direkter Austausch zwischen zwei portugiesischen Kolonien, ganz anders als im später zu behandelnden Sklavenhandel in die Karibik. Der südliche Atlantik, so hat das Elinor Melville zugespitzt, hatte für die portugiesischen Kolonialherren geradezu den Charakter eines Binnensees.¹⁵⁸

Die Blüte der brasilianischen Zuckerindustrie kam an ein vorläufiges Ende, als in den 1620er Jahren die portugiesische Handelsflotte immer häufiger zum Angriffsziel holländischer Schiffe wurde. Hunderte von Schiffen wurden versenkt oder erbeutet, und 1630 unterstrich die Eroberung der brasilianischen Region Pernambuco die Nachhaltigkeit der holländischen Ambitionen. Der Zuckerindustrie des brasilianischen Nordostens, die damit weitestgehend unter holländische Kontrolle geraten war, bekam das indessen schlecht. Mit Jahreserträgen von ungefähr 1200 Tonnen blieb sie in den 1630er und 1640er Jahren weit unter ihrem zuvor erreichten Volumen. Die niederländische *West-Indische Compagnie* (WIC), die ein Hauptprotagonist der Übernahme der portugiesischen Zuckerindustrie gewesen war, hatte daran einen Anteil von etwa einem Drittel. Sie machte darüber hinaus aber auch Geschäfte im Sklavenhandel, nachdem die portugiesischen Stützpunkte Elmina und Sao Paulo de Luanda an der westafrikanischen Küste 1637 und 1641 erobert worden waren.¹⁵⁹ Als sie 1654 Pernambuco aufgab, verlagerte sie ihr Interesse und ihr Kapital in die Karibik, die für manche zu dieser Zeit der Schauplatz einer Zuckerrevolution war.¹⁶⁰ Dort wird die Geschichte der Zuckerproduktion, die nicht mehr zu monopolähnlichen Strukturen zurückkehren sollte, und ihrer seither immer engeren Verbindung zur Sklavenarbeit wieder aufzunehmen sein.

Aber zuvor gilt es, den in Brasilien eskalierenden niederländisch-portugiesischen Konflikt auch in seiner asiatischen Dimension einzubeziehen. Überhaupt muss das Eindringen der iberischen Länder in die Neue Welt in den Zusammenhang der Gesamtentwicklung des 16. und vor allem des 17. Jahrhunderts gestellt werden. Festzuhalten ist an dieser Stelle, dass Spanien und Portugal die Strukturen in den von ihnen eroberten Gebieten in ganz anderer, sehr viel tiefgreifenderer und dauerhafterer Weise veränderten, als die europäischen Stützpunkte in Asien es je vermocht hätten; dort blieben die europäischen Kaufleute über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus ein nachgeordnetes, wenngleich ungemein gewaltbereites Element. In der Art und Weise, wie sie die Strukturen veränderten, unterschieden sich aber auch Spanier und Portugiesen deutlich. Die spanischen Festlandskolonien wurden relativ rasch zu auf sich selbst bezogenen Einheiten, die einen immer geringeren Teil der beträchtlichen Edelmetallproduktion an die spanische Krone abzuliefern bereit waren. Die Wirtschaft des portugiesischen Atlantiks dagegen blieb sehr viel stärker auf die Metropole bezogen, die in hohem Maße auf die Einnahmen aus dem Imperium angewiesen war.¹⁶¹

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de